Paed. Pr.
1326.

Gruber, J. F.
15 g ~~Ft~~
Paed. Pr.
1326

Gruber

I II III
IV V VI VII VIII IX X

KRISTALLE.

Lehr- und unterhaltungsreiche

Bildungsschrift

zur Veredlung des Herzens

für

Kinder und Kinderfreunde,

mit 5 illum. Kupfern;

von

Dr. J. F. GRUBER.

NÜRNBERG,

Verlag von G. N. Renner & Schuster.

J. A. Bühler sc. Nbg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kurzer Vorbericht.

Dein Herz sey wie im Sonnenstrahl
Stets rein und hell wie der Kristall.

Aus diesem kurzen, jedoch gehaltreichen Versepaar habe ich den kurzen, nur in einem einzigen Worte von drei Sylben bestehenden Titel eines Bildungsbuches gezogen, welches seinen vielen Vorgängern, die ich seit 21 Jahren in die Oeffentlichkeit ausfließen ließ, lehr- und unterhaltungsreich für Kinder werden, ihr zartfühlendes Herz veredeln und so auch allen schätzbaren Kinderfreunden als eine nutzenstiftende Lesegabe in die Hände kommen, aus ihren Händen in jene der guten, wißbegierigen Kinder und Lehrzöglinge übergehen soll.

Anfangs beseelte mich die Gesinnung und der feste Entschluß, einzig eine Reihe gemüthlicher Schau- und Lustspiele für Kinder und Kinderfreunde zu verknüpfen und hinauszugeben; bald aber überführte mich der benützte Rath sacherfahrener Jugendbildner, daß es zweckdienlicher seyn dürfte, wenn ich eine solche dramatische Blüthe mit den angenehm duftenden Violen lehrreicher Erzählungen, angenehmer Bildchen und frommer Kernsprüche verweben würde, weil Jener dieß, der Andere aber jenes vorzugsweise angenehm und anziehend findet. Der Vater des Himmels segne diese Lesespende! hierin besteht der herzliche und aufrichtige Wunsch

des Verfassers.

Inhalt.

		Seite. Von — bis
I.	Der großmüthige Heinrich. . . .	1 — 7.
II.	Der gute Jüngling Adolph und der edelmüthige Fischer Wolfram. Eine der vorgehenden fast ähnliche, gleichwahre Begebenheit.	7 — 20.
III.	Dankbarkeit gegen den Lehrer. . .	20 — 22.
IV.	Das schöne, jedoch geruchlose Blümchen. Bildchen der eiteln, verdienstlosen Körperschöne.	23 — 24.
V.	Das Kind und der Vogel. Bildchen der älterlichen Liebe.	25 — 26.
VI.	Belohnter weiblicher Fleiß. . . .	27 — 29.
VII.	Der nachsichtsvolle, milde Forstbeamte. .	30 — 31.
VIII.	Deutsche Tapferkeit.	31 — 33.
IX.	Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. .	34 — 40.
X.	Recht thun, läßt sanft ruh'n. . .	41 — 45.
XI.	Die zehn Gebote Gottes in Versen. .	46 — 47.

Seite.
Von — bis

XII. Ein Duzend schöner, neuer Lehr- und Sittensprüche zu Stammbuch-Aufsätzen und als Leitsterne und Führer des menschlichen Lebens mitgetheilt. . . . . 48 — 52.

XIII. Der Geburtstag der Mutter. Schauspiel in 3 Aufzügen für Kinder und Kinderfreunde. 53 b. Ende.

I.

Der großmüthige Heinrich.

Die Tugend aller Tugenden
Ist — seinem Feind vergeben,
Und liebreich den Gefallenen
Vom Boden aufzuheben.
Das gute Kind, das Solches thut,
Besitzt der Tugend reinsten Muth.

Heinrich D**, ein 14 jähriger Knabe, hatte das große, segenbringende Geschäft auf sich, seit einem Jahre, wo der gute Vater gestorben war, in gewisser Beziehung der Ernährer seiner fast stets kränkelnden Mutter und zweyer Brüder zu seyn, von denen einer erst 11, der andere aber 9 Lebensjahre zählte. Das Fischerdienstchen war nicht so einträglich, daß man eine erwachsene Mannsperson halten konnte; unser Heinrich aber, ein recht guter fleißiger Junge, ersetzte dies mit allen nur möglichen Kraftmitteln, die ihm zu Gebote standen. Das einheimische Dorf lag an einem Strom, dessen rascher, oftmals von vielen angewachsenen Waldbächen gespornter Lauf keine hölzerne Brücke auf seinem bewegli-

chen Rücken trug. Die Person, welche übergefahren werden wollte, entrichtete zwar nur 2 Pfennige; das machte das Jahr hindurch wohl nur wenig, jedoch so viel aus, daß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse der ganzen Fischerfamilie gedeckt waren. Heinrich, einst von seinem Vater hiezu angeleitet, verstand sich nun auch auf den Fischfang, und dieser trug Jahr aus, Jahr ein, so manchen sächsischen Thaler Geld ein. So lebte und wirkte Heinrich, und Alles im Dorfe und in der Gegend herum war dem guten fleißigen Jungen vom Herzen gut, wie man zu sagen pflegte.

Eines Abends war Heinrich mit der Fischerei beschäftigt, indem er einen mit gestocktem Ochsenblut belegten Tappel in den Grund des Stromes hinabtauchte. Am jenseitigen Gestade hatte sich Jakob, der Sohn eines Taglöhners, seiner Kleider entledigt, und stand so eben im Begriffe, sich zu baden. „Jakob — Jakob! nimm dich in Acht. Der Strom hat dort, wo du dich baden willst, gefährliche Stellen und Untiefen. Trau' ihm nicht, wenn dir dein Leben lieb ist. Vierzig, höchstens fünfzig Schritte weiter unten kannst du dich ohne Gefahr baden.“

So warnte Heinrich, der brave Fischerjunge, den Jakob. Der aber war, wie wir bald hören werden, ein boshafter Mensch. „Du fürchtest vielleicht,“ gab dieser zur Antwort, „daß ich dir die Fische verjage, wenn ich mich hier bade und zu dir hinüberschwimme. Ich will das nun geflissentlich thun, weil ich sehe, daß es dir nicht anständig ist.“

Sprach's und sprang an der nämlichen Uferstelle, auf welcher die ausgezogenen Kleider lagen, in's Wasser.

Der böse Junge verließ sich leichtsinnig auf die im Schwimmen erworbene Fähigkeit, wollte sich vor Heinrichen damit groß machen, und strengte sich nun mit aller Macht an, die Stelle zu erreichen, wo der, welcher ihm vom Baden abgerathen, neuerdings seinen Tappel in's Wasser gesetzt hatte. „Da verjag' ich ihm die Fische;" so dachte der arglistige Junge, erreichte jedoch seine frech gefaßte tückische Absicht nicht; denn er gerieth auf eine nicht in's Auge gefaßte Wirbelstelle, die ihn mit solcher Gewalt umstrickte, daß er vergebens mit Händen und Füßen nach aller Kraft und Gewandtheit den Wellen entgegen zu arbeiten und der gefährlichen Wirbeluntiefe zu entkommen suchte. Der bereits ermattende und von unbeschreiblicher Angst gepackte Schwimmer wäre verloren, wäre schon nach wenigen Minuten die sichere Beute des Todes gewesen, hätte nicht Heinrich schon in dem ersten Augenblicke, wo er die gefahrbedrohte Lage Jakobs in's Auge gefaßt, sich in einen nahestehenden Kahn und an den Rand der Wirbelstelle hingemacht, wo der völlig entkräftete Schwimmer bereits untersinken wollte. Der kluge, brave Fischersohn legte sich jetzt mit dem Oberkörper an die Vorderspitze des Kahns, reichte mit der rechten Hand das eine, vom Stift losgemachte Ruder dem Jakob, damit dieser es als einen Rettungsstab fassen und aus der Wirbeltiefe sich heraushelfen konnte; mit der linken Hand aber hörte Heinrich so lange nicht auf, kräftig zu rudern, bis er den Jakob der gefährlichen Stelle entrissen und ganz nah' an's rettende Ufer gezogen sah, wo er denselben in das Fahrzeug aufnehmen konnte.

Etwa 200 Schritte von dem Strome entfernt, in und an welchem dieses vorging, waren Dorfleute mit Bestellung verschiedener Feldarbeiten beschäftigt. Heinrich hatte aus weiser Vorsicht sie zu Hülfe gerufen, bevor er den Kahn bestieg. Blaß, wie eine Leiche, ein wahres Bild des Schreckens und wohl auch des Todes selbst, lag jetzt Jakob in dem kleinen Fahrzeuge da. Zwei Männer trugen den halb ohnmächtigen Jungen in's Dorf. Der brave gottesfürchtige Heinrich sank, als er die Uferstelle von Zuschauern und Nachforschenden geleert sah, auf seine Kniee nieder, faltete zum Himmel seine frommen Hände und betete also: „Ich danke dir, o Vater im Himmel und auf Erden, daß du mich zum Rettungswerkzeuge desjenigen ausersehen hast, dessen Gemüth bisher gegen mich feindlich gesinnt war. Reinige mich, o Herr und Vater, wenn du es dem Heile meiner Seele angemessen findest, von dem, womit Jakob den größten Schatz meines Lebens, meinen guten Ruf, verunstaltet hat. Laß ihn eine herzliche Reue empfinden über das, was er an mir und Andern verbrach, und gib, daß jenes Menschenleben, welches ich mit deiner Beihülfe gerettet, ein dir kindlich, mir aber freundlich ergebenes werde.“

So lautete Heinrichs frommes Dankgebet, und warum es so lautete, könnt ihr, meine Kinder, auf der Stelle erfahren, wenn ihr euch mit mir in Jakobs Wohnstube begeben, und der reuigen Erklärung zuhören wollt, die dieser in Gegenwart des herbeigerufenen Heinrichs und des als Zeugen erbetenen Dorfschulzen von sich gibt. Ja — unter hellfließenden Thränen gesteht der beschämte, aber auch zugleich gebesserte, krank liegen-

de Jakob, daß er Heinrichen, seinen großmüthigen Lebensretter, vor drei Wochen fälschlich und auf eine tückische Weise des Traubendiebstahls bei dem pensionirten, ehrwürdigen Lehrer Heldmann beschuldigt habe. „Ich war's", gesteht Jakob, „der diese wahre Frevelthat ausführte. Heinrich kam dazu, warnte mich, und drohte mir mit der Anzeige, um mich von dieser unerlaubten Handlung abzuhalten. Ich lachte ihm frech in's Angesicht, und hörte, begünstigt von dem Dunkel des wolkenbeladenen Abendhimmels, nicht eher zu brocken auf, als bis schier der ganze schöne Weinstock seiner kostbaren Bürde, die dem armen kraftlosen Herrn Heldmann so gut bekommen seyn würde, entledigt war. Nachbegierde verleitete mich des andern Morgens zur Ausführung einer noch größeren Frevelthat. Ich ging zu dem Schulzen und gab Heinrichen als den Dieb der abgebrockten Weintrauben an. Man fand wirklich mehrere Traubenhülsen und Stengel in der Schlafkammer des fälschlich Beschuldigten. Ich hatte am frühen Morgen Gelegenheit gefunden, durch das offene Fenster sie hineinzubringen. Der arme, völlig schuldlose Heinrich erhielt eine schwere Körperzüchtigung, und ich, der Abschaum des Menschengeschlechts, war boshaft genug, sie ihm aus vollem Herzen zu gönnen, und im Geheimen mich sogar über mein schlau eingefädeltes und frech ausgeführtes Bubenstück zu freuen. Gern unterzieh' ich mich nun der gedoppelten, der schärfesten Strafe, wenn nur Heinrich, der Schwergekränkte, der Edelmüthige, der mir heute auf die großmüthigste Weise das Leben gerettet, mir vergeben, das vielfache schwere Unrecht mir verzeihen kann, das ich über ihn gebracht habe."

So gestand, so bat, so flehte der reuige Jakob, und Heinrich, der Edle, der Sanftgestimmte, reichte tiefgerührt und willig ihm die Hand zum Beweise der völligen Vergebung und Vergessenheit alles dessen, was Ersterer je ihm zugefügt. Alle, die das sahen und hörten, staunten eben so sehr über das, was sie gesehen und vernommen hatten, als sie Heinrichs hohe Tugend und reine Herzensgüte bewunderten.

Gern vergeben
Macht das Leben
Segensreich.
Wer so handelt,
O, der wandelt
Engeln gleich.

Seine Liebe
Niemals trübe
Allen gleich,
Macht die Tage
Frei von Plage
Thatenreich.

II.

Der gute Jüngling Adolph und der edelmüthige Fischer Wolfram.*)

Halte jeden Tag des Lebens,
Den du lebest, für vergebens,
Wo nicht deine Lebenssaat
Grüner sproßt durch edle That.

Diesen schönen Spruch hatte Adolph, der Sohn eines im Felde, oder wie man gar trefflich zu sagen pflegt, auf dem Bette der Ehre gebliebenen Officiers, sich zu seinem Wahlspruch angenommen. Die Pension, welche Adolphs Mutter nach dem Tode ihres bitterlich beweinten Gatten bezog, war schmal, und reichte nicht zu, dem Sohne, dessen Geistesanlagen sich immer mehr entwickelten, die erwünschte Ausbildung auf einer Studien-Anstalt zu verschaffen. Darüber war nun die brave Wittwe recht bekümmert. Sieh', da schlug sich die göttliche Vorsicht unvermuthet in's Mittel. Nicht ferne von dem Städtchen, wo Adolphs Mutter wohnte, lebte ein pensionirter Feldarzt, der ein schönes Schlößchen besaß, das an einem großen Weiher lag, nicht ferne von einer Gruppe hoher Berge. Herr Mühlheim, so nannte sich der Feldarzt, hatte nie geheurathet, denn sein Sprüchwort

*) Eine der vorgehenden fast ähnliche, gleich wahre Begebenheit.

war: „Ein verheiratheter Soldat ist nur ein halber Kriegsmann, wenn es in's Feuer geht, weil er sein halbes Herz bei Frau und Kindern zurückläßt.“ Indessen war Herr Mühlheim den Kindern von ganzem Herzen gut, und vertrieb sich, wenn er nach einem anhaltenden Tagesmarsch Abends, oft auch bei später Nacht in's Quartier kam und gutgesinnte Kinder antraf, die Zeit mit ihnen auf die angenehmste und lehrreicheste Weise, indem er den Kleinen seine Lebensschicksale erzählte und ihnen manche heilsame Lehre und nutzenbringende Erfahrung mittheilte.

Da sagten dann oft der Hausvater und die Hausmutter, bei denen der gesprächige, leutselige Militärarzt einquartiert worden war: „Du lieber Himmel! es ist doch in der That Schade, daß Sie, lieber Herr Doktor, nicht selbst Familienvater sind, und so etwas Kleines um sich haben, womit sie sich angenehm unterhalten und ihre vielen Kenntnisse in Ausbreitung bringen könnten.“ Unser Doktor lächelte dann gewöhnlich recht behaglich, brachte aber auch flugs sein Lieblingssprüchwort auf's Tapet mit dem Nachsatz, daß, wenn Gott ihm ein langes Leben und ein ehrenvolles Stück Brod in der Ruhe bescheeren würde, er gesonnen sey, den Sohn seines Bruders, der eine Handelschaft betreibe und wenig zu Haus seyn könne, zu sich zu nehmen und ihn für das geschäftsvolle Menschenleben heran zu bilden. „Aus dem Jungen soll mir etwas Rechtes werden, wenn er anderst nicht von fremden Leuten, wie ich fürchte, schon ganz verbogen und verschraubt worden ist.“

So äußerte Herr Mühlheim. Der langgedauerte Krieg wider die französische Republik nahm auf einige

Jahre ein Ende, und unser Arzt, der schon ein hoher Sechziger war, nahm seine Pension und den 14 jährigen Sohn seines Bruders zu sich auf sein angekauftes Landgütchen.

Leider traf das in der traurigen Wirklichkeit ein, was der gute, grauhaarige Feldarzt früher befürchtet hatte. Martin, der an Kindes Statt angenommene Neffe, war in jeder Beziehung nicht nur ein gänzlich verwahrloster, sondern auch ein muthwilliger, ausgearteter Junge. Alle angewandten Ermahnungen, ihn zu bessern, halfen so wenig, wie angedrohte und endlich selbst vollzogene Bestrafungen. Der gute Oheim hatte, wie man zu sagen pflegt, sein wahres Kreuz mit dem Jungen; denn schier kein Tag in der Woche verging, an welchem Herr Mühlheim nicht einen neuen losen Streich von dem ausgelassenen Martin erfuhr, und sich nicht wenig hierüber ärgerte. Schon war er Willens, den unverbesserlichen Taugenichts in die weite Welt fortzujagen, als es ihm auf einmal beifiel, daß er noch nicht das letzte Besserungsmittel in Anwendung gebracht habe, nämlich das anziehende Beispiel einer guten jugendlichen Gesellschaft.

Der Militärarzt hörte kaum von Adolph und dessen hülfsbedürftigen Lage, als er auch sogleich sich nach dem Städtchen aufmachte, und bei der braven Officierswittwe um den guten Knaben Adolph anhielt, der so eben seinen zwölften Geburtstag gefeiert hatte. Wie freuten sich Mutter und Sohn über den wahrhaft väterlichen Versorgungsantrag des ehrwürdigen seelenguten Militärarztes! Herr Mühlheim nahm es auf der Stelle über sich, den vaterlosen Adolph anständig zu kleiden, ihn mit den erforderlichen Lehrbüchern zu versehen und der in gedrückter häuslicher Verfassung lebenden Officiers-

Wittwe eine monatliche Geldzulage auszuzahlen und zu bestimmen.

Adolph nahm mit thränenbenetzten Augen Abschied von seiner guten hochgeliebten Mutter, die den frommen fleißigen Knaben tiefgerührt segnete und ihm die schönsten Lehren an's Herz legte. Der brave Sohn versprach es hoch und theuer, auch ferner sich so zu betragen, daß dadurch das Andenken seines heldenmüthig gestorbenen Vaters in Ehren gehalten und seiner Mutter Freude gemacht werden sollte. Adolph hielt redlich, was er der Mutter zugesichert, und ward als ein frommer, fleißiger und folgsamer Knabe die Freude des guten Militärarztes, der ihn von nun an nur seinen braven Sohn nannte. Dieß erzeugte eine neue Untugend in Martins bösartigem Herzen, den Neid. Bald haßte der fast ganz unverbesserliche Junge unsern guten Adolph eben so sehr, als er es sich bei jeder Gelegenheit angelegen seyn ließ, ihm einen Schabernak zu spielen, wie der böse Martin sich ausdrückte. Er erreichte jedoch seinen Endzweck nur äußerst selten, und setzte sich selbst nachdrücklichen Bestrafungen aus, die der erzürnte Oheim aus billigen Gründen eintreten ließ, Adolph aber durch unausgesetztes Fürbitten stets zu mildern suchte. Man sollte glauben, so viele Herzensgüte würde endlich das rauhe Herz des Martins erweicht nnd mit bessern Gesinnungen erfüllt haben; es geschah jedoch nicht, sondern erzweckte vielmehr gerade das Gegentheil.

Da, wo der große Weiher seinen Ausfluß nahm, wohnte in einem Hüttchen, dessen Aeußeres und Inneres anschaulich von der Armuth seines Eigenthümers zeugte, der Fischer Wolfram, dessen ganzer Erwerb

darin bestand, daß er die Fische und Krebse, deren er habhaft werden konnte, in die Stadt trug, und dort sie abzusetzen suchte. Kaum erfuhr und ersah der gute Adolph die dürftige Lage des ehrlichen Wolframs, als er demselben oft im Stillen, daß Martin es nicht sah, sein Morgenbrod und manchen ersparten Dreier zusteckte. Diese Wohlthat rührte den armen gutherzigen Fischer zu hellen Thränen, und er gelobte, derselben nie zu vergessen, und wünschte nur, daß Gott ihm eine Gelegenheit verschaffen möchte, wo er sein inneres Dankesgefühl laut und öffentlich zeigen könnte. Martin, der böse Martin, that dem armen Fischer in Allem gerade das Gegentheil an. Er stahl ihm die Fische und Krebse, die sich während der Nacht in den Bestecken gefangen hatten, und ging zuletzt in seiner ausgeschämten Verdorbenheit so weit, daß er sogar die Fangkörbe mit einem Beile zerhieb und sie unbrauchbar machte. Wolfram wußte gar gut, wer es gethan, weil außer Herrn Mühlheim, dessen beiden Zöglingen und den Einwohnern einer nahgelegenen Mühle, Niemand anders in der kleinen Thalgegend herum wohnte; der schwerbetrübte Mann hütete sich aber bisher noch immer, Herrn Mühlheim Martins verübte Frevelthaten anzuzeigen, um erstern nicht noch mehr zu kränken. Eines Abends traf Adolph den Martin so eben an, wie dieser mehrere Krebse aus einem Fangkorb ausnahm. Ersterer stellte nun Letzterem das große Unrecht vor, das er beging, mit dem Nachsatze, daß er dadurch den armen redlichen Wolfram nicht nur in einen bedeutenden Verlust, sondern auch in eine immer mehr anwachsende, gerechte Erbitterung versetze. „Und du weißt doch nicht, lieber Martin!" so endig-

te Adolphs sanfte Warnung, „wo Fischer Wolfram dir noch heut' oder morgen einen Gefallen oder wichtigen Liebesdienst erweisen kann."

Was du nur wieder daher faselst, fiel Martin mit einer verzerrten spöttischen Miene dem warnenden Adolph in's Wort. Der blutarme Racker — wie kann der mir je einen Gefallen thun? Da müßte sich der Weltball umkehren, so daß ich auf den Kopf zu stehen kommen möchte. Indessen hab' ich noch immer meinen Kopf aufrecht und mein Gedächtniß auf dem rechten Fleckchen, und erinnere mich daher recht gut, daß der ganze Weiher ein Eigenthum meines Oheims, Fischer Wolfram nur der Stifter desselben und seit mehreren Monaten mit der Hälfte des Pachtschillings im Rückstande geblieben ist, daß ich sohin —

„Daß du, äußerte Adolph, die eigentliche Ursache bist, daß Wolfram nie zur Erzweckung der andern Hälfte des Pachtschillings wird gelangen können, weil du ihm die Fische und Krebse ausnimmst, die Fangkörbe verdirbst und daher seinen einzigen Erwerbszweig verkürzest und zerstörst. Das ist denn doch nicht recht, wenn du nur etwas ernsthaft darüber nachdenken willst."

„Nachdenken?" fragte Martin laut auflachend; „da hätte ich viel zu thun. Das überlaß ich dir, der du in allen Dingen ein Siebengescheid seyn willst. Während du hier so ernsthaft und weise, wie ein zweiter Pythagoras, da stehst und dir den superklugen Kopf zerbrichst, will ich mir — Oheim ist nachgerade nicht zu Hause — diese herrlichen Scheerenträger kochen und sie mir recht herrschaftlich schmecken lassen."

S. 13.

So sprach der böse Martin und war, bevor sich's Adolph versah, bereits über neun Berge, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt. Adolph, der gute Knabe, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, prüfte und durchsuchte sein Geldbeutelchen, trat leise in das Stübchen des armen Wolfram, der, von den Arbeits- und Kummerslasten des Tages ermüdet, bereits in den weichen Armen des stärkenden Schlafes lag, und legte die wenigen kleinen Silbermünzen, die der gute Knabe seit einer Woche von seinem mildthätigen Ziehvater und Lehrer erhalten hatte, auf den kleinen Tisch hin, der nicht ferne von dem Strohlager stand, auf welchem der arme Fischer so süß und friedlich schlummerte. „Ach Gott! wie hart kömmt es mich an, daß ich dem guten fleißigen Manne nicht mehr geben, daß ich ihm das nicht ganz ersetzen kann, was Martin auf eine so ungerechte Weise ihm bisher entzogen hat. Vater im Himmel, der du Alles hörst und siehst! segne und mehre diese kleine Gabe, und senke vor allen Dingen einen Strahl der reumüthigen Bekehrung in das verhärtete Herz meines Jugend- und Schulgenossen, damit er sein bisher ausgeübtes Unre. t einsehen und unserm edelmüthigen Ziehvater und Lehrer eben so viele Freude machen möge, als er ihm bisher Unmuth und Kummer verursacht hat."

So flehte Adolph und entfernte sich eben so leise, als er in Wolframs Stübchen eingetreten war. Und sieh' da: der Allbarmherzige erhörte das fromme Flehen des tugendhaftesten Jünglings und wußte es durch einen strafenden Fingerzeig so einzuleiten, daß Martins kaltes Herz aufthaute und daß der wärmende Sonnenstrahl einer reumüthigen Besserung Eingang fand in dem Ge-

müthe eines jungen Menschen, der bisher nur den verderblichen Einflüsterungen des Bösen gefröhnt hatte. Das Ganze ereignete sich auf nachfolgende Weise:

Der Frühling war angekommen, und unter seinem warmen Hauch zerschmolz stets sichtlicher die von dem Winter aufgethürmte Schneeflockenlast des nahen Gebirges. Die Bergquellen vermehrten sich und gossen ihre tosenden Fluthen in den nahen Weiher aus, dessen Gewässer von Stunde zu Stunde höher anwuchs. Da fügte es sich, daß Herr Mühlheim in die 27 Stunden entlegene Residenzstadt zu einem hohen Militärvorstand abgerufen wurde, der sich krank befand, und sein unbeschränktes Vertrauen auf die ihm früher erprobt wordene Geschicklichkeit des Feldarztes Mühlheim setzte. Dieser übergab die Leitung des ganzen Hauswesens und die nöthige Aufsicht auf unsere beiden Jünglinge dem 60 jährigen Militärpensionisten David, der die einzig dienende Person im Schlößchen war, und mit thätiger Ein- und Umsicht die Dienste eines Kochs und Aufwärters versah. Unser Arzt konnte sich in jeder Beziehung auf seinen wackern David verlassen, den er mehr als Freund, denn als Bedienter, zu behandeln pflog. Ersterer hatte jedoch bei seinem Abgang in die Residenzstadt den beherzenswerthen Umstand nicht erwogen, daß David selbst bald zum Einkauf nöthiger Lebensbedürfnisse in das 10 Stunden entlegene Städtchen würde abgehen müssen. Kaum war der Herr fort, als auch David sich auf die Abreise fertig machte, und den beiden Jünglingen scharf es einband, daß sie ja nicht das Schlößchen verlassen möchten, weil es mit dem Weiher draußen gefährlich aussehe. Adolph und Martin versprachen dem gegebenen Verbote strenge

Folge zu leisten. Unser David war kaum ein Stündchen von dem Landgütchen entfernt, als auf einmal der Luftkreis sich eines warmen Regens entledigte, welcher fast den ganzen Tag hindurch anhielt. Dieser veranlaßte, daß die noch übrigen Schneehaufen auf dem Gebirge mit einem Male sich aufzulösen und die Gewässer der Gebirg- und Waldquellen in tosende Ströme zu verwandeln anfingen. Der Weiher ward jetzt zu einem überfüllten schäumenden Seestrom, dessen Fluthen bereits durch Thüren und Fenster in das untere Zimmer des Schlößchens eindrangen. Unsere Jünglinge wurden dadurch in keinen geringen Schrecken versetzt. Adolph rieth, daß man, um der Gefahr zu entgehen, das obere Zimmer zu einem sichern Aufenthaltsorte wählen sollte. „Auch dahin wird das Wasser kommen!“ versetzte Martin. „Ich kann“, fuhr der tollkühne Junge fort, „mit dem Ruder zurecht kommen, kann besser schiffen, als selbst der großsprecherische Fischer Wolfram, uud will dich und mich leichter Dinge in die Bergmühle hinbringen, wo wir vor der Wassersnoth da draußen so gut aufgehoben sind, wie Altvater Noe seligen Angedenkens einst in seiner harzüberzogenen Rattenfalle. Wie eine Wasserratte will ich hier nicht ersaufen. Unsere Ziele steht da draußen angebunden; ich löse sie ab, schwinge mich hinein, und kutschire wohlgemuthet zur Bergmühle.

Gesagt, gethan. Adolph hatte vergebens gewarnt, vergebens das Verbot des Herrn Mühlheims und des guten Davids angezogen; der tollkühne Martin war bereits in dem kleinen Wasserfahrzeug. Der treue Jugend- und Schulgenosse Adolph wollte seinen Martin nicht verlassen, wollte mit ihm das Gefährlichste theilen, was ihnen auf

der unruhig fluthenden Oberfläche des ungemein angeschwellten Weihers begegnen könnte. Beide Jünglinge ruderten jetzt emsig darauf los, um das Ende des Weihers und den bachähnlichen Ausfluß desselben zu erreichen, der zu den Rädergängen der Bergmühle führte. Schon waren sie auf etwa 300 Schritte derselben nahe, da führte das windbewegte Gewässer einen abgerissenen Brückenbalken daher. Martin strengte alle Kräfte an, denselben mit dem vorgelehnten Ruder von der Ziele abzuhalten, stürzte aber, weil er sich zu weit vorneigte, und der Oberkörper das Uebergewicht bekam, in den Weiher hinaus. Adolph sah es, schrie laut auf, reichte aber voll der starkmüthigsten Gefaßtheit dem gefahrbedrohten Martin die Ruderstange, damit er sie erfassen an derselben sich anhalten und in's Fahrzeug hinaufschwingen könnte. Martin that ersteres, brachte es jedoch nicht zu dem letztern; denn bevor drei Sekunden verflogen, lag auch Adolph, welcher dem Anzuge der von Martin erfaßten Ruderstange zu sehr nachgegeben, den er retten wollte, im Wasser. Die Gefahr des Ertrinkens lag für beide Jünglinge, die sich bereits durch das geführte Ruder zu sehr abgemattet hatten, so augenscheinlich da, wie der regengetrübte Himmelskreis; da trat Fischer Wolfram, den ein glückliches Ungefähr weggeschwemmtes Waldholz mit einer Hackenstange am Ufer auffsammeln ließ, wie ein rettender Schutzengel in's Mittel. Der brave Mann, als der beste Schwimmer in der ganzen Gegend bekannt, war flugs im Weiher, sein ganzes Augenmerk wie ein vorwärts dringender Pfeil hingerichtet auf seinen bisherigen großmüthigen Wohlthäter. Bevor die herbeigeeilten Müllersleute noch

50 zählen konnten, hatte Wolfram schon seinen Adolph erreicht, mit dem einen kraftgestählten Arm ihn umklammert, und so trug er denselben im rudernden Heranschwung an's sichere Ufer, und übergab den geretteten, von Wasser triefenden schönen Jüngling den Händen und der Pflege der laut jammernden Müllersleute. „Gott sey Dank! — jubelte der brave Fischer, — daß ich armer Mann gewürdigt ward, dem das Leben zu retten, der bisher so mildthätig das meinige gefristet. Nun aber — was weiter? soll — darf ich? Ja! ich muß — denn ich bin Christ und als solcher verpflichtet, Böses mit Gutem zu vergelten.“ Sprach's und stürzte sich neuerdings in das schäumende Gewässer und ruderte mit fluthenzertheilenden Armen und Füßen der Stelle zu, wo Martins schwankendes Haupt hin und wieder zwischen den dunklen Wellen und schwankend herumgetriebenen Holz- und Brückentrümmern sichtbar ward. Aber ach! schon schien es, daß alle Hülfe hier zu spät komme; Martins Körper war bereits auf 10 Männerschritte dem fürchterlich klatschenden Mühlrade und dem hiemit unvermeidlichen Zerquetschungstode nahe; lautes Jammergeschrei der dieses schauenden Müllersleute erscholl vom Ufer her; dem Fischer ging's eiskalt durch alle Glieder, ein Blick zum Himmel, und aufgeboten wurde die höchste Körpersanstrengung, und sieh' da, hart vor der Schwelle des Todes, vor dem schrecklich klatschenden Mühlrad erpackte Wolframs nervige Hand den bereits halbtodten Martin, zog denselben an sich und setzte den Geretteten in das Fahrzeug ab, womit zwei Müllersknechte ihm zu Hülfe entgegen geeilt waren. Man bot dem sichtlich erschöpften Menschenretter gleichfalls die Aufnah-

me in's Schiffchen an; er lehnte sie aber ab mit der Aeußerung, daß es eine Ueberladung geben und hiedurch die so weit gebrachte Rettung Martins neuerdings einer Gefahr unterliegen könnte. „Gott, der so weit geholfen, wird mich nicht untergehen lassen! fort — fort! damit ihr den armen Jungen in's Sichere bringt." So flüsterte, so bat der brave Wolfram, holte einige Sekunden hierdurch im fluthenden Wasserborn stärkenden Athem und begann jetzt neuerdings als Schwimmer die gefahr-bedrohte Wasserfahrt. Und seht, der Allgegenwärtige, den der fromme Mann als Helfer angerufen, belohnte dessen feste Zuversicht. Wolfram erreichte das Ufer, und sank, — o, es war ein rührungsvoller Anblick, auf der trockenen Sandstelle auf die Kniee nieder, erhob aufwärts zum Sonnenthrone des göttlichen Helfers die betenden Hände, und in seinem thränenbenetzten Augen spiegelte sich rein, wie glänzende Kristallperlen, der herzlichste Dank des tiefgerührten Gemüthes ab, weil Allvater ihm die Rettung eines freundlich und eines friedlich gesinnten Menschenlebens gelingen ließ.

Inzwischen hatte man die geretteten Jünglinge in die gewärmte Stube des Müllerhauses gebracht. Adolph, der früher gerettete Jüngling, war bereits wieder aller seiner Sinne mächtig, bog sich jedoch mit einem namenlosen Schmerze, der nach und nach in hellfließende Thränen und in ein lautes Jammergeschrei ausfloß, über den wie leblos daliegenden Körper seines theuern Jugend- und Schulgenossen dahin; da trat Fischer Wolfram ein und brachte mit sich in einem Fläschlein einige Tropfen stärkender Lebensessenz. Indem er dieselben

dem Martin in den erbleichten Mund flößte und außerdem noch alle zweckdienlichen Mittel der Wiederbelebung anzuwenden suchte, bracht' es der edle sacherfahrene Mann dahin, daß neues Leben zurückkehrte in Martins erschöpften und mit einigen Quetschungswunden bedeckten Körper. Der Jüngling öffnete dem neuen Tagesstrahle das gestärkte Auge; wer aber schildert die namenlosen Empfindungen des zerknirschten, des reuerfüllten Herzens, als er erfuhr, daß Wolfram, der von ihm gekränkte, der von ihm bestohlen wordene arme, jedoch höchst edelmüthige Fischer, mit Einsetzung des eigenen Lebens der Retter seines Lebens, der sorgsame Pfleger und Wärter desselben geworden sei? Martin konnte anfangs nichts als weinen, und vom Krankenlager aus sein reu'- und thränenerfülltes Antlitz dahin beugen auf die mildthätige Hand desjenigen, der ihm Alles geworden war im irdischen Menschenleben. Der tiefgerührte Jüngling gelobte jetzt, wie später im Angesicht des herangeeilten Davids und des ehrwürdigen Oheims, ernstliche Lebensbesserung und bat mit aufgehobenen Händen seinen Ziehvater und Lehrer, daß er Ersatz üben wolle an dem edelmüthigen Retter seines sündebehafteten Lebens. Herr Mühlheim that es gern und freudig, eine noch höhere Freude aber durchströmte das Herz des biedern Oheims, als er an seinem gesund gewordenen Neffen die angelobte Lebensbesserung wie eine goldne Fruchtsaat emporreifen und einen Jüngling in den Schooß der beglückenden Tugend zurückgeführt sah, der vor einigen Wochen noch so leidenschaftlich dem Bösen gefröhnt hatte. Er küßte und segnete ihn und den braven Ziehsohn Adolph, und setzte beide und nebst ihnen auch den großmüthigen Lebensretter

Wolfram zu gleichen Erben seines gesammten ländlichen Anwesens ein. Dieses liegt in einem gesegneten Thalgrunde des steyermärkischen Hochlands, und wer dahin kommt, der verlangt das biedere Männer- und Jünglings-Paar zu sehen und zu sprechen, und trägt als die schönste Gastfreundlichkeitsspende im verehrenden Herzen mit sich fort die gemüthrührende schöne Begebenheit, die ich euch, ihr Kinder, in diesen Blättern so eben entfaltet habe, mit dem herzlichen Wunsche: Handelt, so es an euch kommt, wie der gute Jüngling Adolph und der edelmüthige Fischer Wolfram.

III.

Dankbarkeit gegen den Lehrer.

Indem ich diesen gewichtigen Titel aufstelle, erinnere ich mich an die edle, wohlthätige Handlung eines Zimmergesellen, die mir zur Zeit, wo ich als königlich bayerischer Krieger zu Görliz im hochgebildeten Sachsenlande einquartiert lag, von einem angesehenen ehrwürdigen Geistlichen erzählt wurde.

Diese ausgeführte Handlung bezeichnet zu sehr die anschaulich entwickelten Gemüthskeime einer der schönsten Tugenden des menschlichen Lebens, der Dankbarkeit, als daß ich auch nur im Mindesten Anstand nehmen könnte, sie euch, lieben Kinder, in diesem euch gewidmeten Lehr-Büchlein aufzuführen.

Während des preußischen Krieges, an welchem auch das Churfürstenthum Sachsen als ein Bundesgenosse des deutschen Kaiserhauses Antheil nahm, ward ein 3 Stunden von Görliz entlegener dörflicher Pfarrort der Raub verzehrender Flammen. Die guten Bauersleute sanken an einem Tage von der Stufe der Wohlhabenheit in den Abgrund gänzlicher Verarmung hinab.

Dieses harte unverschuldete Loos traf auch den würdigen Dorfsschullehrer Heyne. Ihm und den Seinigen, die außer der bisher bezogenen Schulbesoldung keine sonstigen Nahrungserträge besessen, drohte bereits das höchste menschliche Elend, der Hungertod; — da aber trat der 19jährige Zimmergeselle Albert Friedrich Raßmann, ein aus dem abgebrannten Dorfe gebürtiger, älternloser Hirtensohn, in das Kellergewölbe, in welchem die arme Schullehrers-Familie wohnte, und brachte für dieselbe Brod, Mehl, Butter und Salz, das der brave junge Mann in der Stadt, wo er in Arbeit stand, angekauft hatte. „Nehmen Sie damit vorlieb, lieber Herr Lehrer", sprach der biedere Raßmann. „Mehr Ihnen zu bringen, ist mir vor der Hand unmöglich; indessen fristet es doch für einige Tage Ihr und der Ihrigen schätzbares Leben; dann komm' ich wieder und bringe neuerdings Unterhalt. Machen Sie mir ja keine Einwendungen dagegen. Ich thu' es gern, kann als einzelner Mensch, der vollauf zu arbeiten hat, es sehr leicht thun, und bin als Ihr einstiger Schüler es zu thun schuldig."

Wer schildert das freudige Erstaunen, wer den hohen, unnennbaren Dank der darbenden Lehrersfamilie, die zu einer Zeit, wo das Hungerselend schon sehr hoch gestiegen und nirgends eine rettende Hülfe ersichtlich war,

einen helfenden Freund, einen gütigen Ernährer fand? Herr Heyne und die Seinigen konnten nicht mündlich danken, nur weinen. Der brave Zimmergeselle hielt pünktlich, was er versprochen hatte. Von 3 zu 3 Tagen brachte er, und zwar gewöhnlich erst in später Nacht, wo er, ohne den nährenden Handverdienst zu versäumen, den Gang auf das eingeäscherte Geburtsdorf vornehmen konnte, die erforderlichen Lebensmittel für die verunglückte Lehrersfamilie. Um für dieselbe nach und nach mehr leisten zu können, ging Raßmann früher denn seine Mitgesellen zur Arbeit und später von derselben.

Nicht unbekannt blieb diese edle wohlthätige Handlung. Ein vermöglicher Gutsbesitzer erfuhr dieselbe, und sie rührte diesen großherzigen Mann und milden Menschenfreund so sehr, daß er von nun an selbst die Verpflegung der braven, jedoch armen Lehrerfamilie, zugleich aber auch das schöne Geschäft übernahm, für die bessere Existenz des wackern Zimmergesellen thätige Sorge zu tragen. Er bedurfte für seine weitläufigen Gutsbesitzungen eines redlichen und geschickten Zimmermeisters, und fand diesen in unserm braven und kenntnißvollen Albert Friedrich Raßmann.

Mildes Wohlthun, edle Dankbarkeit
Die ihr euch als Segensfrüchte reicht
An den Garten dieses Erdenlebens!
In den Keimen eures edlen Strebens
Reift hienieden schon
Reichlich schöner Lohn.

IV.

Das schöne, jedoch geruchlose Blümchen.

Bildchen der eitlen, verdienstlosen Körperschöne.

Am Bache blühte
Ein Blümchen hold,
Gelb so wie Gold.
Ein Mann sich mühte,
Es abzupflücken.
Mit frohen Blicken
Hielt er's empor.
„Welch schöner Flor",
Rief er, „umschmücket,
O Blümchen, dich!
Dein Duft erquicket
Mich sicherlich."
Zur Nas' gehalten
Ist's Blümchen schon;
Doch welche Falten
Des Zorns umdroh'n
Die Stirn' des Mannes;
Das Blümelein,
Ei, warum kann es
Nicht den erfreu'n,
Der selbes pflückte,
Und an sich drückte?

O sagt, warum
Wirft er die Blum',
Die ihn erfreute,
Von seiner Seite?
Blieb Schönheit doch
Ihr Antheil; fi!
Deshalb, weil sie
So übel roch.

* * *

Der schönen Blum',
Die übel riecht,
Bist gleich, o Jugend,
Entsäuselt nicht
Der Duft der Tugend
Stets dem Gemüth,
Das himmlisch blüht.

V.

Das Kind und der Vogel.

Bildchen der älterlichen Liebe.

Das Kind.

Warum schickst du Trauertöne
In die heit're Himmelsluft?

Der Vogel.

Fühl' es, Kind! mein Achgestöhne
Den verlornen Gatten ruft.

Das Kind.

Warum ist er fortgezogen?
Warum brach er Gattentreu'?

Der Vogel.

Auf das Feld ist er geflogen,
Wo ihn traf des Jägers Blei.

Das Kind.

Ei, da wollt' er köstlich leben,
Und es trieb ihn Uebermuth.

Der Vogel.

Nein, mit sorgendem Bestreben
Sucht' er Futter für die Brut.

Das Kind.

Daß, wie Aelternliebe nährt,
Doch es deine Kinder wüßten,
Und ein Leben dir ver üßten,
Welches tiefer Gram verzehrt.

Der Vogel.

Nie hat Wehe sie durchdrungen,
Wenn ich noch so traurig war;
Und doch geb' für meine Jungen
Gern' ich auch mein Leben dar.

Das Kind.

Gleiche, wohl noch größ're Liebe,
Nähret meiner Aeltern Brust.
Werde mir zur süßen Lust,
Schöne Pflicht, die Flammentriebe
Regen Dankes zu entfalten,
Freuden in das treue Walten
Ihres Lebens einzuwinden,
Und in ihrem frohen Blick —
Meines Lebens schönstes Glück;
Tugend, deinen Lohn zu finden.

VI.

Belohnter weiblicher Fleiß.

Was das rühmliche Schwerdt für den Adel,
Sei dem Weibe die blinkende Nadel.

An euch, ihr guten Mädchen, richte ich diesen ermunternden Ausspruch. Macht euch ja recht früh über dieses leichte, nützliche Handwerkszeug, womit schon so manches fleißige Mädchen sich nicht nur einen hinreichenden Nahrungszweig, sondern selbst die Bahn zu einer guten Versorgung angelegt hat, wie ihr aus nachfolgender Lebensgeschichte anschaulich erkennen sollt.

Rosalie Kummer hatte schon in ihrem 14ten Lebensjahre die Mutter, im 16ten aber den Vater durch die unerbittlichen Sensenstreiche des Todes verloren. Letzterer war 21 Jahre hindurch Pfarrer in dem Dörfchen Veltheim gewesen. Der Dienst trug wenig ein, und das Wenige, was man als erspart zurückgelegt hatte, zehrte die anhaltende Krankheit des guten dörflichen Seelenhirten auf. Als dieser starb, war Rosalie vielleicht an zeitlichen Gütern das ärmste Kind im Dörfchen; an weiblichen Geschicklichkeiten aber, im Stricken, Nähen, Waschen, Biegeln rc. konnte sich kein Mädchen in der weiten Umgegend mit unserer verwaisten Pfarrerstochter messen! Dieses verschaffte ihr sehr bald einen Dienst als Kammerjungfer bei der Gemahlin eines reichen Gutsbesitzers. Rosalie kam hier ganz in ihren längst ersehnten Wirkungs-

kreis. Unter ihrer klugen Leitung und Aufsicht standen die Näh- und Waschmägde. Sie zeigte sich überall eben so geschickt, als thätig, und dieß erwarb ihr das Wohlwollen der gnädigen Herrschaft in einem sehr hohen Grade. Die Gouvernante starb, und dieser wichtige Erziehungsposten ward nun der talentvollen Rosalie Kummer übertragen. Sie verstand es vollkommen, wie man an die Ertheilung des anschaulichsten Unterrichts die sanfteste Geduld und eine wahrhaft ziehmütterliche Freundlichkeit anknüpfen müsse, weshalb sie von den beiden Fräulein wie eine zweite Mutter geehrt und geliebt ward. Dieß alles sah und bewunderte der Hofmeister des jungen Grafen, und ward für Rosalien nicht wenig eingenommen. Durch die Verwendung seines Onkels, der eine nicht unbedeutende Anstellung am königlichen Hofe begleitete, erhielt der talentvolle junge Mann die allerhöchste Erlaubniß zur Errichtung einer weiblichen Erziehungsanstalt. Er, der selbst ein bedeutendes Vermögen besaß, und unter den reichsten Töchtern der Hauptstadt sich eine Gattin suchen konnte, bot mit Beistimmung seiner Aeltern und Anverwandten seine Hand der armen, aber äußerst geschickten Rosalie Kummer an, und bereute es nie, sie zur Gattin gewählt zu haben. Seine Unterrichtsanstalt ist nun eine der blühendsten im ganzen Königreich; denn Rosalie leitet mit kluger Umsicht und rastloser Thätigkeit die Strick-, Näh- und Biegelstube, wo der Eintretende Stunden lang verweilen und an dem gar erfreulichen Anblicke sich laben möchte, wenn die Tische mit reinlichen Nähgegenständen überfüllt, und mehr denn hundert niedliche Mädchenfinger mit der hellblinkenden Nadel beschäftigt sind, während die kenntnißrei-

che Frau Vorsteherin überall nachsieht, Erklärung gibt, Beihülfe leistet, und wenn das ganze nützliche Handgeschäft nun im vollen Gange ist, mit ihren kunstgeübten Händen in die rauschenden Fäden einer harmonischen Pedalharfe greift, um die Arie eines lieblichen Nähliedchens anzustimmen, welches nun von den emsig beschäftigten jungfräulichen Näherinnen gesungen wird:

Seht, fleißige Mädchen,
Sie schlingen das Fädchen,
In's weiße Gewebe,
Daß blendend sich hebe
Mit zierlichem Falt
Des Hemdes Gestalt.

Auch Fenstervorhänge
In wallender Länge,
Bett-Tücher zu nähen,
Und Falben zu drehen,
Verstehet gewandt
Die fleißige Hand.

Bei'm silberuen Blinken
Der Nadel, da winken
In lieblichen Tönen
Uns Lieder, zu krönen
In traulichem Kreis
Den häuslichen Fleiß.

VII.

Der nachsichtsvolle, milde Forstbeamte.

Kinder! ich theile Euch eine Begebenheit mit, die mir im Jahre 1805 der nun verstorbene Forstmeister Schmidt von Taxöldern, 6 Stunden von Amberg, erzählte. Dieser, ein eben so thätiger Forstmann, als edler Menschenfreund, kam einst einem ärmlich gekleideten Wildschützen auf den Rücken. „Halt!“ — donnerte der Forstmeister, seinen Doppelstutzen auf den Kopf des unbefugten Jagdgenossen anlegend. Der also Angerufene blieb stehen, sah um, ward bleich wie ein Leichentuch, legte zitternd seine Jagdflinte und hierauf auch ein Päckchen ab, worin sich ein gefällter Haase befand. „Um eines solchen Bagatells willen konntest du dich den Folgen der nachdrücklichsten Strafe aussetzen?“ So fragte jetzt Herr Schmidt den Verhafteten. „Gnädiger Herr!“ — antwortete dieser — „ich mußte es thun.“ — „Du mußtest?“ fiel der Forstmeister ein; wer konnte dich dazu zwingen?“ „Meine Eltern und Geschwister“ — seufzte der Jüngling und eine Thräne stieg ihm in's hellbraune Auge. „O kommen Sie, gnädiger Herr!“ — fuhr der junge Mensch fort, — „um sich von dem zu überzeugen, was ich so eben sprach.“ Der Forstmeister folgte und trat nach einem zurückgelegten Wege von zwei Stunden in eine niedrige Köhlerhütte ein, wo ein krankes, von Hunger ausgezehrtes Elternpaar auf halbvermodertem Stroh lag, und drei kleine, halbnackte Kinder in weinendem

S. 30.

Sprachtone Brod heischten! Er forschte die Eltern des Jünglings um die Ursache dieser tiefen Verarmung aus, und erfuhr, daß sie eines kleinen Holzantheils wegen Jahre lang mit der Gemeinde des nächsten Dorfs Prozeß geführt, denselben endlich verloren, durch die verstrittenen Kosten sich um Alles gebracht und außerdem bei den sämmtlichen Dorfeinwohnern sich so verhaßt gemacht hätten, daß man ihnen schon seit Monaten weder einen nährenden Handverdienst, noch einen Bissen Brod habe zukommen lassen. Herr Schmidt hatte genug gehört. Er zog seine Geldbörse, gab sie dem kranken, bedaurungswürdigen Familienvater und versprach, auch ferner für ihn und die Seinigen zu sorgen. Der Edle hielt Wort. Er räumte der gänzlich verarmten Köhlerfamilie von seinen eigenen Grundbesitzungen so viel Land ein, daß sie sich, wofür er ebenfalls sorgte, ein hölzernes Hüttchen erbauen, und neuerdings durch den Betrieb der Kohlenbrennerei hinlänglich nähren konnte. Sanft ruhe die Asche des großmüthigen Menschenwohlthäters.

VIII

Deutsche Tapferkeit.

Was ich von der kriegerischen Auszeichnung eines bairischen Ritters in einem lateinischen Kloster-Manuscripte gelesen habe, beeile ich mich, dir, vaterländische Jugend, hier mitzutheilen.

Peter Thorringer nannte sich dieser wackere junge Ritter; die Burg Seefeld, gegenwärtig noch das Stamm-

schloß der erlauchten Grafen von Törring, war sein Geburtsort. Diesen verließ unser gerüsteter Ritter in der frommen, heldenmüthigen Absicht, den Kreuzzug wider die Sarazenen mitzumachen, von welchen damals die christlichen Wallfahrer zum heiligen Grabe gräßlich mißhandelt wurden. Peter, noch ein neunzehnjähriger Jüngling, jedoch eine der größten Mannsgestalten in Deutschland, schloß mit einem Zuge von Reisigen sich dem französischen Kriegsheere an, das der weltberühmte Gottfried, Herzog von Bouillon befehligte. Nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten erreichte man Palästina's heiligen Boden. Bei Nicäa aber sah es um die Sache des christlichen Heeres sehr mißlich aus. Nur die angestrengteste Tapferkeit konnte hier wider die überlegenen und von der gewählten Stellung begünstigten Feinde siegen, und siegte auch wirklich. Unser Thorringer, den man im Heere allgemein nur den schönen Peter mit dem langen Schwerdte nannte, hatte in dieser Schlacht Thaten gewirkt, von denen Alles mit hoher Bewunderung sprach. Gottfried von Bouillon erhob den Tapfern zum Anführer eines Reitergeschwaders. Bei der Erstürmung von Jerusalem, der Hauptstadt in Palästina, war Peter einer der ersten, der die Mauern erkletterte und in die Stadt eindrang. Die ausgezeichnetste Heldenthat übte er jedoch in der Schlacht bei Ascalon aus. Hier war es, wo der bayerische Löwe, wie Thorringer füglich genannt werden konnte, an der Spitze weniger Reiter den stürmischen Andrang eines mehr denn zwanzigmal überlegenen Feindes aufhielt, und dadurch wesentlich dem glorreichen Ausgang dieses merkwürdigen Treffens entschied. Vor-, seit- und rückwärts von den Saraze-

nen umgeben, hatte Peter, fest und unwankbar, wie ein riesiger Granitfels, die heftigsten Angriffe der wuthschäumenden Feinde mit einer eisernen Faustkraft zurückgewiesen. Um ihn und die Seinigen herum lag ein blutrauchender Wall erschlagener Feinde aufgethürmt, der unserm Thorringer und seinen wenigen Streitgefährten zuletzt als ein schirmendes Bollwerk diente, Robert von Flandern, genannt der Unwankbare, der Befehlshaber des linken Flügels, wozu die Reiterabtheilung unsres Thorringers gehörte, übersah nicht die hochgewichtigen Dienste, die der deutsche Held dem ganzen christlichen Heere durch seinen äußerst tapfern Widerstand geleistet. Er nahm nach geendeter Schlacht zwei zierlich wallende Schwungfedern von dem eigenem Helme und überreichte sie dem wackern Peter, die rühmenden Worte hinzufügend: „Was deutsche Kraft vermag, habt Ihr, junger Held, wie schon früher, auch in der heutigen Schlacht bewiesen. Nehmt als einen geringen Beweis meiner dankbaren Anerkennung diese Schwungfedern, womit beim Abzug aus der hochgeliebten Heimath die jungfräuliche Rechte einer frommen Fürstentochter meinen Helm geschmückt hat. Ich geb' Euch das, was meinem Herzen von jeher theuer und kostbar gewesen ist. Möget Ihr hiernach die freundschaftliche Achtung beurtheilen, die ihr durch Eure hochgewichtigen glänzenden Waffenthaten Euch in Raimunds Herzen und Gedächtnisse erworben habt!“

VIII.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.

Junger Mensch, wer du auch seyst, du bist entweder sehr leichtsinnig, oder sehr unwissend, oder sehr boshaft, wenn du Thiere, die dir nicht schaden, muthwillig tödten oder gar martern kannst. Es wäre thörichte Empfindelei, wenn man dir daraus ein Gewissen machen wollte — daß du ein Thier, was dir wirklich schadet, oder welches getödtet, dir nützen kann, um sein Leben brächtest. Nein, tödte das schädliche Ungeziefer, erlege das Raubthier und das Wild, schlachte das Hausthier — aber martere es nicht. Dem Menschen, der als Kind einen Vogel muthwillig martern, der einem Hund mit kaltem Blute unter seinen Schlägen sich krümmen sehen und winseln hören kann, dem traue ich zu, daß er einst als Jüngling und Mann — gleichgültig dem Elenden seinem Elende überlassen, daß er ein liebloser Vater, ein unbarmherziger Herr, ein gefühlloser Mitmensch seyn werde.

Höre die Geschichte eines solchen Gefühllosen und — weißt du dich ähnlicher Vergehungen schuldig, — so erschrick und bessere dich.

Römmling, eines Bauern Sohn, zeigte schon in seiner frühesten Jugend ein höchst unfühlbares Herz. Wenn er nur einen jungen Sperling erblickte, so suchte er ihn zu fangen, um ihn langsam zu Tode zu martern. Einem Käfer die Flügel, einer Fliege die Beine auszureißen, einen Wurm zu zerhacken, einen Frosch aufzu-

blasen und dann zu zertreten — alle solche Unbarmherzigkeiten machten seinem grausamen Herzen die größte Freude. Gerade als ob alle diese Thiere nur deßwegen von Gott geschaffen wären, um von den muthwilligen Händen dieses kleinen Bösewichts gemartert und wieder vernichtet zu werden.

Immer führte er Steine bei sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße ansichtig wurde; so daß man jedesmal, so oft man ihn auf der Gasse erblickte, sicher erwarten konnte, das Weheklagen eines Hundes zu hören. Konnte er einer Katze habhaft werden, so war sie immer noch glücklich, wenn sie blos ihren Schwanz und ihre Ohren in den Händen dieses kleinen Henkers lassen mußte. Oft goß er ein Gefäß voll siedendes Wasser über sie her, oder hackte ihr zwei Füße ab.

Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern, in den Gebüschen und auf den Bäumen; das Klagen der von ihm beraubten Mütter rührte ihn nicht. Die Jungen, die eben erst ihr Leben von ihrem gütigen Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern wieder desselben beraubt; und konnte er die Alten ebenfalls in seine Hände bekommen, so mußten auch diese sterben.

Wohl hatte er von seinen Lehrern die wichtigen Worte oft gehört; daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen unsers Vaters im Himmel! — und dennoch verfolgte er jedes Thier mit einer solchen Freude, die kein Tieger fühlt, wenn er aus Blutdurst würgt. Das ängstliche Winden und Krümmen des sterbenden Wurms, das sprachlose Ringen mit dem Tode, das er am zerquetschten Käfer bemerkte, das klägliche Geschrei und die schmerzvollen Verzuckungen des Vögelchens, das

unter seinen barbarischen Händen lebendig gerupft und gespießt wurde, das Jammern und Winseln eines Hundes oder einer Katze in ihrer Todesstunde konnte der Unmensch mit wahrem Vergnügen bemerken und jeder neue Grad des Schmerzes und der Qual schien gleichsam seine höllische Freude zu vermehren. — Laßt mich aufhören, seine Greuelthaten zu erzählen!

Nur so viel will ich noch hinzusetzen, daß der unmenschliche Römmling diese Grausamkeiten bis in sein dreißigstes Jahr begieng; als Mann zwar nicht so häufig mehr, wie als Kind oder als Jüngling, jedoch nicht deswegen, als ob er sanfter geworden wäre, sondern weil es ihm an Gelegenheit hiezu fehlte.

Er war eben in seinem dreißigsten Jahre, als er im Bräuhause, beim Meischen, seinen Hut in den Bierbottig fallen ließ. Er wollte ihn mit der Meischkelle wieder fangen, verlor aber das Gleichgewicht, und stürzte in das kochende Getränke; doch behielt er noch so viel Bewußtseyn, daß er sich mit den Händen am Rande des Bottigs fest anklammerte. Er wurde wieder herausgezogen; allein er hatte beide Beine verbrannt und mußte nach Hause getragen werden.

Die Schmerzen, die er fühlte, waren unbeschreiblich groß, und alle Leute auf der Straße, auf welcher er wohnte, konnten das Geheul hören, das ihm seine Qualen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er über etwas sehr ernstlich nachzudenken schien, und nach einer halben Stunde, die er in tiefer Stille hingebracht hatte, verlangte er nach einem Geistlichen, der auch sogleich herbeigeholt wurde. Als dieser angekommen war, redete ihn Römmling beinahe mit dem Tone und den Geberden eines Verzweifelnden ungefähr also an:

Herr, ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann. Nein, sie können mir nie vergeben werden! Ich habe so viele tausend Thiere, die mir weder nutzen noch schaden konnten, auf die grausamste Art zu Tode gemartert; ich nahm mir nie die Mühe, daran zu denken, was ich that, ach! und ich fühlte nicht, was für entsetzliche Schmerzen ich ihnen zufügte! Jetzt empfinde ich es nun an meinem eigenen Körper, was für ein Wütherich ich gewesen bin; jetzt begreife ich's, wie schrecklich ich mich versündigt habe! Ach! lieber Herr, rathen sie mir, wie soll ich so viele Grausamkeiten wieder gut machen? — Wäre ich ein Betrüger, ein Dieb, ja gar ein Mordbrenner gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder ersetzen. Aber kann ich wohl einen einzigen von den vielen tausend Thieren, die ich so boshaft ermordete, das Leben wiedergeben? — Kann ich wohl machen, daß die gemordeten Geschöpfe Gottes sich wieder freuen können? Ach! sie hatten weiter kein Glück, keine Freude, als die Freude zu leben, und ich boshafter raubte sie ihnen! Wo soll ich mich hinwenden? Zu Gott kann ich nicht — ich zerstörte ja die Werke, die seine Allmacht und Weisheit so schön hervorgebracht hatte? ich verfolgte ja seine Geschöpfe, die, wenn auch nicht so, wie die Menschen, doch immer auch seine Kinder sind, für die er wie ein Vater sorgt? ich mißhandelte sie, da sie mich doch gar nicht beleidigten; ich zerfleischte sie, da mir ihr Tod doch nicht den geringsten Nutzen bringen konnte! O wie viele solcher armen Geschöpfe könnten vielleicht jetzt noch leben, könnten sich noch freuen — wenn ich Barbar ihnen nicht so unbarmherzig ihr Leben abgekürzt hätte?

Der Prediger hielt es für gut, den Unglücklichen noch eine Zeitlang in dieser Gemüthsbewegung zu lassen. Er stellte ihm daher das Strafbare des boshaften Mordes eines Thieres mit den stärksten Gründen vor, die ihm nur gleich beifielen. Jedes Thier, sagte er, zeugt von der Allmacht unsers Schöpfers; auch der kleinste Wurm kann uns von seiner erhabenen Größe belehren; und es war gewiß der Wille Gottes, daß wir auch aus diesen Geschöpfen ihn näher kennen lernen sollten. Wir stoßen also muthwillig Gottes Güte von uns, die uns zu unserm Besten durch sie belehren will, wenn wir, anstatt von ihnen zu lernen, sie boshaft ermorden.

Täglich bereitet Gott für alle seine Geschöpfe, und also auch für jedes Thier, seinen großen Tisch, und er sättigt alles mit Wohlgefallen. Der muthwillige Thiermörder stört also, wenn ich so sagen darf, das Wohlgefallen und die Freude Gottes, die er an allen seinen Geschöpfen hat.

Jedes Thier ist ein Wohlthäter der Menschen, es trägt, so unbedeutend es auch scheinen mag, nach seinen Kräften zur Gesundheit, zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen der Menschen bei. Der grausame Thiermörder begeht also auch zugleich den schnödesten Undank. Ja, fuhr der Geistliche fort, der boshafte Mord eines Thieres hat einen besonders hohen Grad von Strafbarkeit, der nicht einmal bei einem Menschenmord möglich ist. Jedes Thier ist, so viel wir wenigstens wissen, blos zu einem irdischen Leben bestimmt, hat also keine andere Glückseligkeit zu erwarten, als die es in der Zeit, zwischen seiner Geburt und seinem Tode, genießt. Wer also ohne Noth ein Thier mordet, der beraubt es mit einem Male aller seiner Freuden, aller seiner Glückseligkeit,

und ist folglich für diese Geschöpfe das, was Satan für die Menschen ist; beide sind Räuber der höchsten Glückseligkeit. Der ermordete Mensch kann, wenn er vorher darnach lebte, in eine bessere Welt übergehen, wo er höherer Freuden theilhaftig wird, als er hier jemals genießen konnte! Der Mörder eines Menschen mordet aus Noth, oder im Augenblick des Zorns — der Thiermörder hingegen aus bloßem Muthwillen.

Während dieser Vorstellungen, die Römmling nur durch Seufzen unterbrach, bemerkte der Prediger, daß die Beine des Patienten ganz schwarz wurden. Es wurde auf der Stelle ein Arzt geholt, und dieser versicherte, daß beide Beine in Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Kranke nicht am kalten Brande sterben wollte! Wirklich wurde auch diese schmerzhafte Operation an ihm verrichtet — aber nun stieg auch die Verzweiflung dieses Unglücklichen auf's höchste. Der Gedanke, daß er einst so viele Thiere um eben diese Gliedmaßen gebracht habe, brachte ihn beinahe bis zur Raserei.

Ach! rief er, wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, und dachte nicht, daß er über eben solche Schmerzen wehklagen müsse, die ich jetzt empfinde! — Wie manches Thier begoß ich mit siedendem Wasser, ohne zu bedenken, daß es eben solche Qualen fühlen müsse, wie ich jetzt empfinde!

So schrie Römmling unaufhörlich, und er würde sich durch die Angst, die ihm jetzt sein Gewissen machte, vielleicht einen tödtlichen Zufall zugezogen haben, wenn ihn nicht der Geistliche innigen Trost zugesprochen hätte. Er wurde wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre. Nur dadurch glaubte er seine

verübten Bosheiten wieder etwas gut machen, und sein Gewissen beruhigen zu können, daß er, so lange er lebte, jedem Knaben, dem er zu Gesichte bekam, nicht nur mit seinem Beispiele vor ähnlichen Vergehungen warnte, sondern ihn auch, so nachdrücklich er konnte, von der Strafbarkeit des muthwilligen Thiermordes belehrte.

O möchte es mir doch durch die Erzählung dieser schrecklichen Geschichte gelingen, daß ich alle diejenigen, die sie etwa lesen werden, von der Strafbarkeit dieses Verbrechens überzeugte, daß sie geneigt würden — Barmherzigkeit gegen die Thiere zu üben! Die Thiere sind nur in so fern in unserer Gewalt, daß sie unsern wahren Nutzen und unser vernünftiges Vergnügen befördern sollen; auch ist es uns erlaubt, schädlicher Thiere uns zu entledigen; dann aber sollen wir jede Handlung vermeiden, die ihnen den kleinsten Schmerz, die geringste Angst oder irgend eine Qual verursachen kann. Darum gab der Allgütige schon den Juden den ausdrücklichen Befehl, die Thiere zu schonen, und versprach, Menschlichkeit, Mitleiden und Barmherzigkeit gegen Thiere eben so zu belohnen, als die Ausübung der Pflichten des vierten Gebots. 5 B. Mos. 22, 6. 7.

IX.

Recht thun, läßt sanft ruh'n.

Liesettchen, ein kleines liebes Mädchen, freute sich über nichts so sehr, als wenn sie andern Freude machen konnte. Eines Abends stand sie an der Thüre des Gartens, der den Aeltern ihrer Freundin Julchen gehörte. Die Thüre ging auf's Feld. Da kam eine reinlich gekleidete Frau an der Gartenmauer her, die sich immer die Augen mit einem Tuche zu trocknen schien. Als sie näher kam, konnte Lisettchen deutlich sehen, daß sie weine. Ihr gutes Herz machte, daß sie an die Frau sogleich die Frage stellte, was ihr fehle?

Sie können mir wohl nicht helfen, liebes Kind, antwortete ihr die Frau — und wollte weiter gehen.

Je nun, sagte Lisettchen, wer weiß, wenn Sie mir es nur sagte — wenn ich es auch nicht könnte, vielleicht aber doch meine Eltern. —

Die Frau blieb stehen, sahe Lisettchen freundlich an: Sie gutes Kind, Sie müßten wohl auch gute Eltern haben. Ach! —

Lisettchen. O, rede Sie, sage Sie mir's doch, liebe Frau; ich weiß es gewiß, wenn meine Eltern können, sie helfen Ihr —

Frau. Ach! liebes Kind — ja, ich will es Ihnen entdecken, vielleicht — (sie weinte, dann fuhr sie fort) — Mein Mann ist ein Maurer; schon seit fünf Wochen ist er vom Hause weggegangen —

Lisettchen. Ach! davongegangen?

Frau. Nein, das nicht — und versprach mir, ehe er wegging, alle Sonnabende mir etwas von seinem verdienten Gelde zuzuschicken. Drei Wochen hat er es gethan, aber schon seit vierzehn Tagen habe ich nun gar nichts weiter von ihm gehört. Er weiß es, daß ich mir jetzt nicht so viel verdienen kann, daß ich für mich und drei Kinder nur satt Brod kaufen könnte; denn unsre zwei jüngsten Kinder sind krank; ich kann also gar nicht von ihnen gehen, wie sonst, als ich bei andern guten Leuten waschen, und andere Arbeiten verrichten half. Eben jetzt war ich bei der Frau, deren Mann mir immer das Bischen Geld von meinem Manne gebracht hat — aber sie sagt mir, daß ihr Mann ebenfalls schon seit vierzehn Tagen nicht zu Hause gekommen sey. Der Bau, an dem unsre Männer arbeiteten, (ihr Mann ist ein Zimmermann) werde jetzt sehr eilig betrieben, und so könne Niemand, auch Sonnabends nicht, abkommen. — Sehen sie nun wohl, liebes Kind, fuhr die Frau fort, warum ich weine? Drei Kinder und zwei davon immer noch krank, und kaum genug Brod — denn es thut mir weh, mir immermehr von dem guten Becker zu borgen, dem ich schon einige Groschen schuldig geworden bin. —

Liesettchen, die sie bei der Hand gefaßt hatte, und der die Thränen in die Augen gekommen waren, ließ sie plötzlich los, und flüsterte die tröstenden Worte: Warte Sie ein klein Weilchen hier, liebe Frau, ich komme den Augenblick wieder. Dies gesagt, lief das Mädchen schnell in den Garten.

Julchen, Julchen, rief sie —

Julchen kam ihr entgegen, sie erzählte ihr mit wenigen Worten den Vorfall mit der armen Frau und bat

sie, ihr einige Groschen Geld zu leihen, weil sie just von ihrem Taschengelde nichts zu sich gesteckt hatte. Traurig gestand ihr Julchen, daß sie auch nichts bei sich habe; — die guten Mädchen beschlossen also, den Vorfall ihren Eltern zu erzählen.

Ihre Eltern freuten sich sehr, als sie sahen, welchen herzlichen Antheil ihre Kinder an dem Schicksale der unbekannten Frau nahmen. Beide Kinder wurden sogleich abgeschickt, um die Frau herbeizuholen. Die Frau folgte ihnen ungern, denn sie schämte sich vor andern als eine Bettlerin zu erscheinen, weil sie gewohnt war, sich selbst ihr Brod zu erwerben, und von dem Wenigen, was sie übrig hatte, oft selbst ihren ärmeren Bekannten mitgetheilt hatte!

Doch bald wurde es ihr lieb, daß sie ihre Scham überwunden hatte, und mit den Kindern gegangen war. Kaum hörten die Eltern, wo ihr Mann arbeitete, so ertheilten sie auch schon der bekümmerten Frau die milde Versicherung, daß den Tag darauf jemand von ihnen an diesen Ort geschickt werde, durch den sie gewisse Nachricht von ihrem Manne und wenn er es übrig habe, auch wohl Geld erhalten könne. Unterdessen erhielt sie einige Unterstützung von der Gesellschaft, die in dem Garten war, von der sich es Jeder zum Vergnügen machte, etwas weniges dazu beizutragen. Als ihr Lisettchens Vater das von allen eingesammelte Geld überreichte, versprach er zugleich: sie noch diesen Abend zu besuchen, um zu sehen, was ihre kranken Kinder machten.

Lisettchens Vater war ein Arzt. — Wie froh verließ die gestützte gute Frau diesen Garten! Sie konnte kaum einige Worte Dank herstammeln; Freudenthränen floßen von ihren Wangen — die Thränen des

Kummers waren getrocknet. Lisettchen und Julchen begleiteten sie aus den Garten; hier vor der Thüre fiel sie den beiden Kindern um den Hals, küßte sie — und — Gott lasse es ihnen und ihren Eltern immer wohlgehen — sagte sie schluchzend und eilte getröstet nach Hause, zu ihren Kindern, die sehnlich der Mutter harrten.

Die beiden guten Mädchen standen lange vor der Gartenthüre und sahen der Frau nach — mit thränenden Augen, aber mit frohem Herzen kehrten sie zu ihren Eltern zurück. Lisettchens Mutter schloß ihre gute Tochter in ihre Arme; sey immer so gut, sagte sie ihr, so wirst du deinen Eltern und dir selbst das Leben froh machen. Lisettchen fühlte es selbst, wie glücklich sie jetzt war, da sie einer armen bekümmerten Frau blos durch ihre Fürbitte hatte helfen können.

Bald darauf ging die Gesellschaft aus den Garten, jedes nach seiner Wohnung. Lisettchens Vater entfernte sich unbemerkt, um sein Wort zu halten. Er fand die Frau des Maurers und freuete sich, in ihr nicht nur eine gute, sorgsame Mutter, sondern auch eine ordentliche Hausfrau kennen zu lernen. Ungeachtet ihrer großen Armuth war ihr kleines Stübchen reinlich und ihre Kinder wenigstens ganz und ohne Schmutz bekleidet. Er untersuchte die Krankheit der beiden jüngern, fand sie zwar nicht gefährlich, aber doch so beschaffen, daß sie vieler Abwartung bedurften, und sahe also wohl, daß ihre Mutter unmöglich sich viel habe verdienen können. Er versprach ihr den Morgen darauf einige Arzneien zu schicken, und bat sie wegen ihres Unterhalts ohne Sorgen zu sein. Da sie gern arbeite, wolle er ihr solche Arbeit verschaffen, die sie auch bei ihren kran-

ken Kindern verrichten könne; vielleicht könne er ihr auch Morgen schon Nachricht von ihrem Manne mittheilen.

Die aufrichtigsten Segenswünsche der guten Maurerfrau begleiteten den wohlthätigen Arzt, als er jetzt von ihr ging. Zu Hause erwartete ihn sein liebes Lisettchen, die sich sogleich erkundigte, wie er die Frau gefunden. Herzlich freute sie sich, als sie das Lob hörte, welches ihr Vater derselben, wegen ihrer guten Ordnung in ihrem Hauswesen, und wegen der Reinlichkeit ertheilte, die er überall bei ihr bemerkt hatte. Sie bat ihre Eltern um Erlaubniß, die Arzneien der Frau selbst überbringen zu dürfen — und sie erhielt sie.

Wie glaubt ihr wohl, lieben Kinder, daß Lisettchen die Nacht auf einen für sie so schönen Abend geruhet haben möge? —

Wie könnte ich nun die euch mitgetheilten Erzählungen schöner und angenehmer schließen, als indem ich noch die zehn Gebote Gottes in Versen und ein Dutzend schöner neuer Lehr- und Sittensprüche anführe, die ihr, lieben Kinder, nicht nur zu Stammbuch-Aufsätzen benützen, sondern auch, was ich noch viel lieber sehe, als die treuen und hellen Leitsterne und Führer eures Lebens erwählen und zu Rath ziehen könnet? Voran! es gelte! was ich hier gebe, möge hundertfältige Zinsen tragen und dadurch euch und mir den schönsten und bleibendsten Lohn erbeuten.

XI.

Die zehn Gebote Gottes in Versen.

Eingang.

Vernimm, o Mensch, die zehn Gebot',
Die dir dein Schöpfer, Herr und Gott,
Als deines Heiles Blüthenstab
Durch den Heeresführer Moses gab.

I.

Du sollst stets einen Gott allein
Mit gläubigem Gemüth bekennen.

II.

Sein Name soll dir heilig sein,
Nie soll der Mund ihn eitel nennen.

III.

Der Tag sei heilig dir und theuer,
Wo, bei des Kirchendienstes Feyer,
Anbetung Hallelujah singt,
Der Geist sich zu dem Himmel schwingt.

IV.

Stets ehren sollst dein Aelternpaar,
Sollst, wenn des Alters Silberhaar
Ihr Haupt bekränzt, sie dankbar nähren,

Sollst ihnen lindern die Beschwerden,
Damit du lange lebst in Ehren,
Und es dir wohl ergeh' auf Erden.

V.

Nicht tödten sollst; denn wer verletzt
Des Nächsten Leib, mit dessem Blute
Die mörderische Hand benetzt,
Den trifft der Strafe blut'ge Rache.

VI.

Ein reiner Tempel sey dein Herz,
Es tödte nie unkeuscher Scherz,
Nie freche sinnliche Begierde,
Des Geistes hohe Himmelswürde.

VII.

Nicht stehlen sollst du fremdes Gut,
Schwer sündiget, wer solches thut.

VIII.

Die Wahrheit schmücke hell dein Leben;
Nie sollst du falsches Zeugniß geben.

IX und X.

Nie sollst des Nächsten Weib begehren,
Nie des Verlangens Frevelgluth,
Noch deines Nächsten Hab' und Gut
Im lustbestrickten Herzen nähren.

XII.

Ein Dutzend schöner neuer Lehr- und Sittensprüche zu Stammbuch-Aufsätzen und als Leitsterne und Führer des menschlichen Lebens mitgetheilt.

I.

Christenthum.

Christenthum! o schöner Baum!
Wer in seines Herzens Raum
Sorgsam, liebend dich erziehet,
Dieser ist es, dem die Wonne
Edens, dem die Palmenkrone
Steter Seligkeit erblühet.

II.

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Dreier Worte milder Klang
Hellet in dem Fluthendrang
Dieses Lebens auf das trübe
Auge: Glaube, Hoffnung, Liebe.

III.

Frömmigkeit.

a.

Wie Wohlthun sich um's Strahlenlicht
Der schönen Morgensonne flicht,

So ist des Lebens leuchtender Rubin,
Des Jünglings und der Jungfrau frommer Sinn,
Auch ohne andre Tugend nicht.

IV.

b.

Bezaubernd schön, so wie auf reiner Silberquelle,
Der Sonne ausgehauchter gold'ner Glanz,
Ergländt der sanfte Hauch der frommen Mädchenseele
Der Unschuld Rosenroth; als herrlichste Juwele
Erstrahlt sie dann im großen Schöpfungskranz.

V.

c.

Was mit überird'schem Muth
Edles, Herrliches der Fromme thut.
Hunzt so oft des Neides scharfer Zahn;
Aber wie die Sonn' auf lichter Bahn
Dunkle Nebel kräftig niederdrücket,
Und dann mehr das Menschenaug' entzücket:
So des frommen Sinnes schönes Werk
Dringt mit einer überird'schen Stärk'
Auch zuletzt mit hellerem Gefunkel
Durch das über sie gewälzte Dunkel.

VI.

Das Sternenzelt des Christen.

Dem Christen wird das Erdenrund
Ein Sternenzelt voll hoher Deutung;
D'rum gibt er jeder Lebensstund'

Durch Werke höhere Bedeutung.
In einer ew'gen Sternen-Region,
Er wird sich Deuter schöneren Geschicks.
Verlischt der letzte Strahl des ird'schen Blicks,
Hebt sich sein Geist zu Gottes Sonnenthron.

VII.

Halte fest an dem Glauben.

Alles, Alles laß dir rauben,
Halte fest nur an dem Glauben,
Halte fest das Buch des Lebens,
Und du lebest nicht vergebens,
Glauben mußt, auf Gott vertrauen,
Zu dem Vater aufwärts schauen,
Seinem Schutze dich empfehlen,
Heben stürmisch sich die Wellen.
Alles, Alles laß dir rauben,
Halte fest nur an dem Glauben.

VIII.

Suche fromm den Anker der Hoffnung.

Bis zum letzten Athemzuge
Fromm der Hoffnung Anker suche.
Hoffen mußt, den Himmel offen
Hält des Christen frommes Hoffen.
Mag die Welt in Nichts zerfallen,
Wird der Hoffnung Stern dir strahlen,
O, dann bist für stets geborgen,
Denn dir winkt ein ew'ger Morgen.
Hoffen mußt, den Himmel offen
Hält des Christen frommes Hoffen.

IX.

Der Christ wird Alles, wird selig in der Liebe.

Christ! in einem heil'gen Triebe
Bist du Alles, in der Liebe.
Selig wirst, ist Eins geblieben
Dir, das heil'ge reine Lieben.
Herz der höchsten Liebesweihe
Zu dem Schöpfer, warme Treue,
Die den Nächsten liebend küsset,
An die Brust den Gegner schließet;
Selig wirst, ist dieß geblieben
Dir, das heil'ge reine Lieben.

X.

Tugend ist das höchste Gut im Leben.

a.

Wollet ihr den höchsten Preis erhalten,
Menschen! soll das höchste Erdengut,
Geistes=Freiheit, euer irdisch Walten
Schön bekrönen, soll ein edler Muth
Den vom Sinnenjoch befreiten Willen
Stets zu Thaten reiner Kraft erfüllen;
Soll statt Freuden, welche schnell entflieh'n,
Stete Wonne euerm Herzen blüh'n,
O, so werbet schon in früher Jugend
In der Schule der Vernunft um Tugend.
Lernt entbehren, lernet früh entsagen
Früchten, welche Erdenbäume tragen.
Ward euch Wohlstand, Reichthum hier zu Theil,
Suchet weis' und mild ihn zu verwenden,

Und ihr werdet dann mit eignen Händen
Euch erzieh'n des Himmels ewig Heil.

XI.

b.

In der Tugend mußt du fassen
Deines Lebens wahre Wonne;
Alles, Alles darfst du lassen,
Nur nicht diese ew'ge Krone.

XII.

c.

Nichts hemmt der Tugend schönen Riesenlauf.
Ein hehrer Aar schwingt sich ihr Werk,
Von Glanz bethaut, voll kühner Stärk'
In's schön're Vaterland, zum Himmel — auf.

XIII.

Der
Geburtstag der Mutter.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Für Kinder und Kinderfreunde.

Personen:

Madame Stern, eine reiche Kaufmanns-Wittwe.
Seraphine, ihre Tochter.
Wilhelmine Flohrberg, ihre Nichte und Pflegetochter.
Moritz, deren Bruder, Pflegesohn des Forstmeisters Wild, Bruders der Mad. Stern.
Anna, Wilhelminens alte Amme.
Babeckan, eine Zigeunerin.

Das Stück spielt in Westphalen, theils im Hause, theils im Garten der Madame Stern.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer bei Madame Stern. An der Wand hängt ein weibliches Brustbild.

Anna und Seraphine.

Erstere räumt das Zimmer auf, indeß Letztere mit einem verdeckten Körbchen hereinkommt.

Seraphine.

Sachte! Anne! Sachte, daß wir die Mama ja noch nicht erwecken!

Anna. Nun, mein Himmel! ich schleiche ja wie ein Gespenst umher, und spreche so leise, daß ich mich selbst kaum verstehe.

Seraphine. O! ich kenne ja wohl deine Art! Aber die Mama darf nicht eher erwachen, bis wir hier Alles geordnet haben.

Anna. Werde ich sie denn aufwecken? Krähe ich denn etwa wie ein Hahn, und schreie die Leute aus dem Schlafe? — Wahrhaftig, Mamsellchen, mit Ihnen ist man recht übel d'ran! nimmermehr kann man bei Ihnen Rede gewinnen. Fängt man einmal an zu sprechen, so

heißt es gleich: „Sey nur stille, Anna! ich weiß schon!“ Ja, Sie wissen aber nichts, und ich möchte auch nicht still seyn, denn die liebe Sprache ist eine Gottesgabe, und steht mir höher, wie's tägliche Brod. Da lobe ich mir das gute Minchen, die hält doch meine Worte werth, und hört mir immer gern zu; aber ich habe ihr auch das Sprechen gelehrt.

Seraphine. Laß es nur gut seyn, Anna! und schilt nicht! Schone deine Lunge zu den Geburtstags-Gratulationen für die Mama.

Anna. Spotten Sie nicht! ich habe mir meine Worte zierlich ausgedacht, komme auch nicht mit leeren Händen, sondern habe die Nacht hindurch an einer Torte gebacken, die ihres Gleichen sucht. — Lassen Sie doch aber sehen, womit Sie die Mama heute anbinden werden.

Seraphine. (Sie deckt das Körbchen auf, nimmt folgende Sachen heraus, und legt sie auf den Tisch.) So tritt näher! Sieh', dieß schöne Kleid, ich habe es eben von der Messe mitbringen lassen. Kannst du rathen, wie viel es kostet?

Anna. Doch wohl baare zehn Thaler.

Seraphine. Weit gefehlt! es kostet sechs Dukaten.

Anna (es betrachtend). Ach, das ist erschrecklich viel! Aber das Zeug ist wie Spinnweben! wie eitel Spinnweben! Als ich noch jung war — —

Seraphine (einfallend). Sei nur ruhig, und sieh' ferner diesen Pilgerhut, nach der neuesten Mode.

Anna (lachend). Ei, potz tausend! der ist ja von lauter Korkstöpsel.

Seraphine. Das verstehst du nicht! er ist theuer, und deßhalb auch gewiß sehr schön. Endlich sieh', dieses

große prächtige Bouquet von Pariser Blumen. Sehen sie nicht schöner aus, als natürliche?

Anna. Viel natürlicher! Nun, da kann die Mama lachen! Was der Deutsche nicht alles um's Geld macht. Ja! ja! ich sage immer — —

Seraphine (einfallend). Du sagst falsch, denn alles dieß ist keine deutsche Waare; wir tragen nur französische oder englische Arbeit. Dem Himmel sey Dank, daß jetzt Friede ist, und man fremde Sachen wieder haben kann. Aber meine Kasse ist auch recht erschöpft, und fast das ganze schöne blanke Gold ausgegeben!

Anna. Das will ich glauben. Haben Sie denn aber gar nichts selbst zum Angebinde für die liebe Mama gearbeitet! Ich denke immer, was Kindes eigne Hände machen, das —

Seraphine (einfallend). Denke, was du willst! ich konnte unmöglich! die schönen neuen Romane haben meine ganze Zeit ausgefüllt. Ueberdieß besaß ich ja Geld genug zum Kaufen. — Ja, wer so arm ist, wie Minchen! — — Was die nur aber für die Mama gearbeitet haben mag? Bis tief in die Nacht sah ich immer Licht auf ihrem Zimmer.

Anna. Wer weiß denn? — Das fleißige Kind geht immer spät zu Bette, und steht früh wieder auf. Heut' sah ich sie vor Sonnen-Aufgang schon in den Garten gehen.

Seraphine. So früh schon? — Ich begreife das Mädchen gar nicht, aber man hat wirklich seine rechte Plage mit ihr. Nirgends hat sie Ruhe, und immer ihre eigenen Grillen. Lach' ich, so weint sie! will ich ausgehen, so hat sie zu arbeiten. Ich bin

Minchen von Herzen gut, aber dieses Wesen ist mir doch höchst fatal.

Anna. Ach! das arme Kind hat wohl manchen Kummer und manche Sorge, die es allein tragen muß.

Seraphine. Sorgen und Kummer? ich bitte dich! was fehlt ihr denn hier bei uns, hat sie nicht Alles vollauf?

Anna. Das wohl! aber ihr fehlen doch immer ihre Eltern. Soll sie nicht trauern, da sie nicht weiß, wo diese sind? ist sie nicht fast eine arme verlassene Waise?

Seraphine. Verlassen doch nimmermehr! haben wir nicht sie und dich in unserm Hause aufgenommen, als ihre Mutter davon ging?

Anna. Sagen Sie doch lieber gar: davon lief! Mein Gott! die arme Frau; sie ist nicht aus purer reiner Liebe in die Welt gegangen, um ihren unglücklichen Mann aufzusuchen?

Seraphine. Mama sagt: sie hätte es können bleiben lassen. — Aber ich will schweigen. Minchen ist doch nicht verlassen; sie hat einen Bruder, ich habe keinen. — Was war das gestern nicht für ein Lärmen, als der junge Herr ankam! Vor lauter entsetzlicher Freude vergaß man mich ganz und gar, und ließ mich stehen.

Anna. Du liebe Zeit! die Geschwister haben sich ja lange nicht gesehen! — Freilich, der Moritz ist schon ein bischen wild; er wird wie sein Pflegevater, der alte Forstmeister. Aber es ist doch ein herzensguter Junge.

Seraphine. Er bleibt doch ein ungezogener Mensch! denke nur, er nannte mich im ersten Augen-

blicke gleich: Du! Alles hat er in den Händen, von jedem Gerichte ißt er zweimal, und dann, die garstige Wirthschaft mit seinem eckelhaften Pudel.

Anna. Wenn die Kinder wachsen, so schmeckt das Essen, und wenn er Du gesagt hat, so meint er's wohl gut; und der Pudel — — —

Seraphine (einfallend). Er soll mich aber Sie nennen; ich will's ihm schon sagen, daß er der Ruthe noch nicht entwachsen ist. Wahrhaftig, ich wollte, die beiden zärtlichen Geschwister wären heut' nicht hier! denn der ungezogene Knabe, der einem niemals Ruhe läßt, und Wilhelmine mit ihren trüben sehnsüchtigen Augen, die stören einem die ganze Freude.

Anna. Seyn Sie doch billig, Mamsellchen! und lassen Sie das Kind gehen. Ist denn Minchens Mutter nicht die Zwillings-Schwester Ihrer Mama! Ist denn heut' nicht der Geburtstag von beiden? Je mehr Sie Sich freuen, und der Mama in die Arme fallen, um desto mehr muß Minchen wohl weinen, denn sie weiß ja nicht, wo ihre liebe Mutter ist. Ach! wenn ich bedenke, wie froh sonst dieser Tag gefeiert wurde, und wie ich das letzte Mal heut' vor fünf Jahren zwei schöne große Kuchen gebacken hatte! —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine und Moritz.

(Er trägt ein Körbchen mit Blumen.)

Wilhelmine. Guten Morgen, Seraphinchen! Guten Morgen, Mutter Anna!

(Anna reicht ihr die Hand.)

Moritz. Guten Morgen, fein Mühmchen! So früh schon auf? Der Onkel sagte: Ihr schlieft hier bis spät in den Tag! aber ich will ihn Lügen strafen.

Seraphine. So früh tagt's freilich nicht immer bei uns. Was sollen wir auch so zeitig auf? Wir Frauenzimmer in der Stadt ahmen nicht gern den Hühnern auf dem Lande nach.

Moritz. Sieh' da! dein Züngelchen scheint ja recht spitzig! Doch dir, mein kleines Mühmchen, verzeiht man das.

Seraphine. Wie kann ein Knabe, wie Sie, mich Du nennen wollen? Da ich Sie Sie geheißen habe, so bitt' ich mir das Sie zurück.

Moritz. Da hast du's! nimm's! ich mag's nicht haben. Ich behalte das Du! — Nenne du mich meinethalben Ihro Gnaden! — Ich heiße dich Du! denn ich bin dir gut. Heiße ich doch meinen Pudel nur Sie, wenn er ungezogen gewesen ist.

Seraphine. Pfui! mich mit einem Pudel zu vergleichen!

Moritz. Ei! das wäre auch keine Schande! der Pudel ist gar klug und treu, und ist mein Freund! Ich

wollte, du dächtest nur wie mein Pudel, dann würdest du mich recht lieb haben.

Seraphine (sich zu Wilhelminchen wendend). Dein Bruder ist sehr unartig, aber man muß doch fast über ihn lachen.

Wilhelmine. Habe Geduld mit ihm! Er ist freilich von unserm Onkel etwas frei erzogen, aber dennoch der beste Knabe auf der Welt.

Seraphine. Ich will's glauben. Du hast mich aber heut' recht lange hier auf dich warten lassen.

Wilhelmine. Ich habe im Garten die Sonne aufgehen sehen, und dabei mein Morgengebet verrichtet.

Moritz. Und ich habe ein Körbchen voll Blumen für die Frau Muhme gepflückt.

Seraphine. Geht mir mit euren Blumen! in wenig Stunden sind sie welk und werden weggeworfen. Seht die meinigen hier, die verlieren ihre Schönheit niemals. (Sie zeigt auf die Pariser Blumen.)

Moritz (nachdem er sie angefühlt). I! das sind ja einfältige papierne Dinger! Die haben ja weder Morgenthau noch Duft. Wer hat dich denn damit betrogen? Fort mit dem Zeuge!

(Er entreißt sie ihr, und will sie zum Fenster hinauswerfen.)

Seraphine (hält ihn auf). Halt! halt! meine schönen theuren Blumen.

Moritz (reicht ihr sein Blumenkörbchen). Da, nimm diese herrlichen frischen Blumen dafür, ich hole für die Frau Muhme sogleich andere.

Seraphine. Ich mag die nassen Blumen aber nicht haben! Behalten Sie sie für Sich! Die meinigen kosten schweres Geld.

Wilhelmine. O, gib sie wieder, Moritz!

Moritz (gibt sie zurück). Meinetwegen, nimm deine papierne Abfangerei! Sie paßt für dich! — In meinen Wäldern blühen andere Blumen, die passen für mich. — Aber halt, bald hätte ich etwas vergessen! (Er zieht ein Papier aus der Tasche, hält es sich vor, und geht damit auf und ab, als lerne er auswendig.)

Seraphine (sich schüchtern nach ihm umsehend). Dem Himmel sey Dank! nun haben wir doch einmal Ruhe von ihm! — Nun geschwind, Herzens-Minchen, zeige mir, was du der Mama zum Angebinde bringst.

Wilhelmine (es aus ihrem Strickbeutel nehmend). Dieß kleine Nachthäubchen hab' ich ihr gestickt.

Seraphine. Sieh' da! recht hübsch! recht niedlich! Doch fehlen Spitzen daran. — Nun zeige weiter.

Wilhelmine. Weiter habe ich nichts.

Seraphine. Weiter nichts! — Das ist dein Scherz! Ich sah ja fast immer bis spät in die Nacht Licht auf deinem Zimmer; für wen solltest du denn gearbeitet haben, als für die Mama.

Wilhelmine. Ich arbeitete auch für die Mutter! Doch laß es gut seyn! — es kommt ja nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz an, welches sie reicht, und das wird deine gute Mutter nicht verkennen.

Seraphine. Das wohl! nur hat man selbst mehr Freude, wenn man recht viel geben kann. Stell' dir nur einmal vor, wenn die Mama sich mit all' den schönen Sachen, die sie von mir erhält, putzen wird, und dann den ganzen langen Tag immer dabei an mich denkt.

Wilhelmine. Abends aber, wenn sie den Staat wieder abgelegt hat, setzt sie doch mein Häubchen auf, und ihr letzter Gedanke gehört dann mir. —

(Indeß die beiden Mädchen mit einander sprechen, und Anna theils Alles im Zimmer geordnet und zurecht gestellt, theils durch Pantomimen an dem Gespräch Theil genommen hat, geht Moritz zu ihr hin, führt sie mitten in's Zimmer, gibt ihr sein Papier in die Hand, und stellt sich vor sie hin.)

Anna. Nun, Moritzchen! was soll denn das werden?

Moritz. Hier, Anna, stehst du still! Hier in der Mitte, und überhörst mir mein Gedicht. Unser Herr Magister hat sich viel Mühe damit gegeben, aber es will immer noch nicht recht zu Kopfe.

(Er macht Annen eine tiefe Verbeugung und fängt an zu declamiren.)

„Geliebte Tante, laß dir diesen Glückwunsch bringen,"

(Er stockt.)

Nun, Anna, so hilf mir doch ein!

Anna. Mein Söhnchen! ich kann ja kein Geschriebenes lesen. Geh' und wende dich an Seraphinchen.

Moritz (reicht Seraphinchen das Blatt). Allons! fein Mühmchen, stell' dich hieher!

Seraphine. Ich danke schönstens, und kann nicht dienen! Diese Krackelfüße liest auch Niemand. Ueberdieß ist mit dem vielen Plaudern die Zeit vergangen. Ich eile, die Mutter zu wecken und herzuführen. (Sie hüpft fort.)

Anna. Und ich laufe nach meiner Torte! (Ab).

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz.

Wilhelmine (faßt Moritzen an der Hand und zeigt auf das an der Wand hängende Bild). Moritz! Kennst du jene schönen sanften Züge?

Moritz. Ach wohl! es ist ja unserer guten Mutter Bild.

Wilhelmine. Sieh' dort die freundlichen Augen, die so manche Nacht an unserer Wiege wachten; sieh' den Mund, der nur liebend unsern Namen nannte. —

(Sie tritt näher zum Bilde hin.)

O, meine Mutter! wo trifft dich heut' der Glückwunsch deiner Kinder? — Hast du den theuern Vater wieder gefunden, oder knieest du an seinem Grabe? Ach! warum gibst du uns denn gar keine Kunde? — — —

(Man hört im Nebenzimmer ein Andante auf dem Pianoforte spielen. Wilhelmine fährt fort.)

Horch! mit lieblichen Tönen weckt Seraphine ihre Mutter. Ach! wo schlummerst du, daß auch wir dich erwecken? — Oder dringt kein Ton der Liebe mehr zu deinem stillen Lager?

(Moritz ist vor dem Bilde auf die Kniee gesunken, und hält weinend die Hände vor das Gesicht. Wilhelmine trocknet sich auch die Augen, dann fährt sie fort, indem sie Moritzen aufhebt. Die Musik schweigt.)

Bruder! soll es denn nur bei dieser Sehnsucht bleiben? Wollen wir nicht diesen Tag würdiger begehen?

Moritz.

S. 64.

Moritz. Ach! wie denn, Schwester? Wir armen Kinder können ja nur für unsere Eltern beten. Wir sind vielleicht schon Waisen.

Wilhelmine. Nein, Moritz! Gott behüte, daß du wahr sprichst! Nein, wir sind noch keine Waisen! Es kann noch ein herrlicher Tag für uns aufgehen, der uns die Eltern wieder schenkt; aber daß wir hier müssig stehen und klagen, das kränkt mich, Bruder!

Moritz. Müssig stehen? wie meinst du das? was können wir denn thun?

Wilhelmine. Leben wir nicht hier bei unsern Anverwandten in sicherer Ruhe, indeß die Mutter wie eine Bettlerin von Thüre zu Thüre geht, und überall um Nachricht von dem Vater bittet? — Ach, und wie oft vielleicht vergeblich! man läßt sie warten, man weiset sie wohl mit harten Worten ab.

Moritz (auffahrend). Wer unterfängt sich das? — Hier steht ihr Sohn.

Wilhelmine. Ja, wenn du bei ihr wärest! aber wo ist sie, daß du sie schützen kannst? — Und wenn es ihr nun doch nicht gelungen ist, den Vater wieder zu finden; und wenn sie vielleicht krank darnieder liegt, und fremde Menschen ohne Mitgefühl bei ihr vorüber gehen, und sie vergebens ihre matten Arme nach ihren Kindern ausbreitet — —

Moritz. Um Gottes willen! halt' ein, Schwester! was zeigst du mir für ein schreckliches Bild? —

Wilhelmine. So hat es lange schon vor meiner Seele gestanden. Und kann's denn nicht so seyn, wie ich's sage! ist's nicht vielleicht viel schlimmer schon?

Moritz. Liebe, gute Schwester! frage nur nicht mehr! — Ich laufe sonst gleich davon.

Wilhelmine. Davon laufen willst du? Wohin denn? —

Moritz. Der Mutter nach, in die Welt hinaus will ich laufen, und sie suchen überall, und sie schützen.

Wilhelmine. Ist das dein Ernst, Bruder? Wolltest du das?

Moritz. Ja, mein voller Ernst! mit tausend Freuden.

Wilhelmine (umarmt ihn). O, nun komm' an meine Brust! — So dachte ich mir dein Herz, und so finde ich es auch. Aber wenn ich dich nun beim Wort nähme, würdest du dich wirklich entschließen, mit mir von hier fortzugehen, um unsere Eltern aufzusuchen?

Moritz. Und du kannst noch fragen? — Längst hab' ich mir es schon so geträumt, aber wie wird es möglich seyn?

Wilhelmine. Es ist möglich! Wisse, Bruder, daß dieß lange schon mein stiller Plan war, und daß ich zu dieser Reise Alles vorbereitet habe. Deßhalb bat ich dich in jedem Briefe so dringend, uns ja recht bald zu besuchen.

Moritz. Wilhelmine! was hör' ich!

Wilhelmine. Nur prüfen wollte ich dich vorher, ob du mit mir eines Sinnes wärest, und mit mir hinauswandern wolltest; denn sonst ging ich allein.

Moritz. Nein! ich folge dir bis in den Tod!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. (Anne mit einer Torte, auf welcher ein brennendes Wachslicht steht.)

Anne (setzt die Torte auf den Tisch, auf welchem die übrigen Geschenke liegen, und stellt ihn mitten in's Zimmer). Kinderchen! Kinderchen! seht einmal meine schöne Torte an! Habt ihr dergleichen schon gesehen?

Moritz (unwillig). O, mein Himmel! was hast du denn hier zu suchen? Geh' doch, und laß uns jetzt allein!

Wilhelmine. Nein, bleib', Mutter Anne! du gehörst mit deinem schönen Kuchen vor allen Dingen hieher.

(Zu Moritz.)

Sei ruhig, Bruder, wir werden schon noch davon sprechen.

Moritz. Ach, du hast immer Zeit zu Allem! ich aber nicht! Ich will es auf der Stelle ausgeführt wissen.

Anne. Was habt Ihr denn? Was zankt ihr Euch denn? Musje Moritz hat wohl schon Appetit auf meine Torte? — O ja! — Kinder müssen warten. — Aber Minchen, da ich dich hier allein treffe, so nimm mir hier die fünf Thaler ab, die ich für den letzten Leibgürtel gelös't habe.

Wilhelmine (nimmt das Geld). Ich danke dir! Hast du lange handeln müssen? Fand man den Preis nicht zu hoch?

Anne. Bewahre Gott! — die Arbeit war ja so schön, daß man vielleicht noch mehr gegeben hätte! aber du forderst immer so wenig.

Moritz. Wie? — Was hör' ich? — Du mußt hier für Geld arbeiten? —

Wilhelmine. Ich muß nicht, aber ich will! denn was man selbst erwirbt, gehört uns eigen.

Anne. Ja, ja, Moritzchen! du hast recht! schilt sie nur aus. Sie sitzt fast jede halbe Nacht, und näht und stickt, und sorgt, um nur recht viel Arbeit zu vollenden. Dann muß ich gehen und sie verkaufen, und komm' ich dann mit vollen Händen zurück, so ist eine Freude, als käme der heilige Christ. Kind, du mußt schon viel Geld beisammen haben.

Wilhelmine. Das hab' ich auch, Mutter Anne! ich besitze jetzt volle hundert Thaler im Golde.

Moritz (erstaunt). Hundert Thaler!

Anne (schlägt die Hände zusammen). Hundert Thaler im Golde? — Kind, laß dich nicht den Mammon blenden, und werde nicht geizig. Nein, ich verkaufe nichts mehr für dich. Du sollst nicht mehr die Nächte durchwachen! Du sollst schlafen, und deine hübschen Augen schonen!

Wilhelmine. Ich will auch nun schlafen, denn ich werde des Tages über müde genug werden. Aber, Moritz? Ahndest du nicht, wozu ich das Geld erspart habe?

Moritz. Wohl ahnde ich es! O Schwester, wie bewundere ich dich!

Anne. Was soll dir denn aber das viele Geld im Kasten?

Wilhelmine (indeß Moritz vor das Bild der Mutter hintritt). Deiner treuen Liebe, Mutter Anne! bin ich Rechenschaft von Allem schuldig, was ich thue. Du wirst aber auch uns zu Liebe schweigen. Sieh' dort einmal das Bild unserer Mutter an! Suchen diese freundlichen Augen nicht auch ihre Kinder? — Sollen wir hier in Ruhe und Ueberfluß bleiben, indeß sie allein unter fremden Menschen lebt, und unsers armen Vaters Schicksal theilt?

Anne (erschrocken). Um Gottes willen, Kinder! was habt ihr vor?

Wilhelmine. Still, Mutter Anne! Ich höre die Tante kommen. Gegen Mittag wollen wir drei uns im Garten treffen, dort sollt Ihr mehr erfahren.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, von Seraphinen geführt.

Madame Stern (bleibt stehen und stellt sich überrascht). Ei! meine Kinder! was soll denn das bedeuten?

Seraphine (führt die Mutter zum Tische und zeigt ihre Geschenke). Die kindliche Liebe feiert heut' Ihr Wiegenfest, beste Mama, und hat die schönsten Geschenke Ihnen zum Angebinde erwählt.

Wilhelmine (küßt ihr die Hand). Die Dankbarkeit bringt ihre Hände und diese Blumen Ihnen dar.

Anne. Und die alte Treue hat diesen Kuchen gebacken.

Mad. Stern. Ich danke Euch, meine Lieben! ich danke Euch! Aber du hast viel Geld meinetwegen ausgegeben, Seraphine! eine Arbeit von deiner Hand wäre mir lieber gewesen.

(Zu Moritz, der ängstlich da steht.)

Nun, hat denn mein lieber Moritz nicht auch ein Wünschchen für mich? —

Moritz (seufzend). Wir wollen's versuchen. Macht einmal Platz!

(Er schiebt die Andern auf die Seite, stellt sich mit einer tiefen Verbeugung vor Mad. Stern, und fängt an zu declamiren.)

„Geliebte Tante, laß Dir diesen Glückwunsch bringen,
Der wie ein Opferrauch heut' aus dem Herzen steigt,
Zwar kann ich nicht so schön — — — —"

(Er stockt, hustet, und fängt noch einmal von vorn an, kommt aber auch nicht weiter. Die letzte halbe Zeile wiederholt er noch einige Male immer ängstlicher und wehmüthiger, endlich fällt Seraphine lachend ein:)

Seraphine.

Als wie ein Gimpel singen,
Ha! Ha! Ha! Ha!

(Moritz stampft ungeduldig mit dem Fuße, lauft auf die Tante zu und streichelt sie.)

Moritz. Sey nicht böse, liebe Tante, aber ich kann heut' an keine Verse denken.

Mad. Stern. Laß es gut seyn, Moritz. Dein Glückwunsch ist mir lieb und werth, wenn sich auch die Worte nicht reimen. Ich weiß es deinem Pflegevater herzlichen Dank, daß er dich zu meinem heutigen Feste hat zu mir reisen lassen.

Moritz. Er läßt dir auch viel tausendmal Glück dazu wünschen.

Seraphine (schadenfroh). Kann er auch so schön singen? Ha! Ha! Ha!

Moritz (aufgebracht). Warte nur, Seraphine! (er geht drohend fort.)

Mad. Stern (zu Seraphinen). O nicht doch! Schadenfreude erbittert allemal. Moritz meint es so gut, und muß nicht beschämt werden.

Anne (trocknet sich die Augen). Ach, meine liebe Madame Stern! mir geht es eben so, wie Moritzchen. Ich hatte mir auch eine schöne Zungenübung ausgedacht, und wollte Ihnen nach hergebrachter Weise meine Gratulation abstatten; aber vor Freude kam mir's Weinen an, und da hab' ich auch Alles wieder vergessen!

Mad. Stern. Es ist gut, meine liebe Anne! Euer schöner Kuchen zeigt mir, daß Ihr mir zu Liebe die Nacht gewacht und gebacken habt, und ist mir deßhalb lieber, als alle langen Glückwünsche.

Anne. J! ja doch! ja doch! wenn Sie ihn aber nur erst anschneiden wollten.

Mad. Stern. Wir wollen ihn in den Garten tragen lassen, und dort frühstücken. Der Morgen ist so heiter. O, meine Kinder! Für eine Mutter ist kein schönerer Tag, als ein Geburtstag. Die kindliche Liebe und Dankbarkeit, die nicht weiß, wie sie sich an diesem Tage deutlich genug offenbaren soll; die süßen Erinnerungen aus unserer Jugend, die wir in Euch wieder aufblühen sehen; der stille Ernst, mit dem wir dankbar zum Himmel aufschauen, und dem Ihr, trotz Euerer eigenen Rührung, so gern in Freude verwan-

deln möchtet; — dieß Alles bewegt das Herz wunderbar, und kann nur die Brust einer Mutter fassen. — Kommt in meine Arme, meine Kinder! an Euch hängt mein Leben! (Sie umarmt die beiden Mädchen, Anne steht mit gefalteten Händen dabei.)

Seraphine. Meine liebe, liebe Mama!

Wilhelmine. Meine theure Tante!

Mad. Stern. Ich weiß, daß Ihr mich liebt, und darum freue ich mich, auch Euch heute eine Freude verkündigen zu können.

Seraphine. Was hast du denn vor? Mütterchen!

Mad. Stern. Ich habe heut' Mittag eine Gesellschaft von Freunden zu mir gebeten, und heut' Abend hat mein guter Schwager, der Kammerrath Stern, meinetwegen einen Ball in unserm Garten-Saale arrangirt, wo jeder Gast, der Lust hat, des Scherzes wegen maskirt erscheinen kann.

Seraphine. O liebe, goldne Mama! ich sterbe vor Freude! Nicht wahr, ich darf mich doch auch maskiren?

Mad. Stern. Das versteht sich. Ich überlasse die Wahl der Masken ganz Eurer eigenen Erfindung, und hoffe, sie werden geschmackvoll seyn.

Seraphine. Zweifeln Sie ja nicht. Sie sollen mich gewiß nicht erkennen.

Wilhelmine. Mir aber und meinem Bruder werden Sie wohl erlauben, nicht auf dem Balle erscheinen zu dürfen.

Mad. Stern. Weßhalb denn, mein Kind!

Wilhelmine. Wir freuen uns gewiß recht innig Ihres Geburtstages, aber wir haben ja in der Stille heut' noch einen zu begehen!

Mad. Stern. Ich ehre die Liebe zu Eurer abwesenden Mutter, und würde nichts von Euch halten, gedächtet Ihr heute nicht lebhaft an sie. Allein das muß Eure Freude nicht stören. In deinen Jahren, Wilhelmine, schwärmt man gern, und liebt die Wehmuth. Das verstimmt aber für's ganze Leben. Deßhalb verlange ich zu Eurem Besten, daß Ihr mitgeht, und an dem Feste Theil nehmt. Eure Mutter wird sich gewiß wieder finden, und wenn es ihr jetzt vielleicht ein wenig kümmerlich ergeht, so hat sie sich dieß selbst durch den unbesonnenen Schritt zugezogen, sich aus überspannter Liebe in die Welt zu wagen. Weshalb hat sie nicht auf meine Vorstellungen gehört? Doch ich will dir nicht wehe thun! — Jetzt, meine Kinder, kommt in den Garten zum Frühstück!

(Anne nimmt die Torte und geht voran, Alle folgen ihr.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Garten, auf der einen Seite eine Bank. Wilhelmine und Moritz kommen, im Gespräch vertieft.

Moritz. Also mit Tanz und Festen wollen sie unsern Schmerz übertäuben, und uns die Eltern vergessen machen?

Wilhelmine. Ach! sie verkennen Alle das schöne Herz unserer Mutter, das sie in Noth und Tod hinaus-

trieb, und nennen ihre treue Liebe: ein unbesonnenes Beginnen.

Moritz. Ja, wir wollen fort! Fort von den kalten, stolzen Menschen! zu unserer lieben Mutter hin! Wenn nur aber zwei Dinge nicht wären! —

Wilhelmine. Nun? — Was fallen dir jetzt noch für Bedenken ein! —

Moritz. Erstlich, daß ich von meinem alten braven Onkel nicht Abschied nehmen soll.

Wilhelmine. Du kannst ihm ja von hier aus schreiben.

Moritz. Freilich wohl! und ob ich gleich weiß, daß er sagen wird: „der Moritz ist ein toller Junge, aber laßt ihn ziehen: er hat recht!“ — so quält mich's doch, daß dieß der erste Schritt ist, den ich hinter seinem Rücken thue. — Und zweitens, Schwester, — ich habe kein Reisegeld.

Wilhelmine. Habe ich denn nicht die hundert Thaler?

Moritz. Die gehören dir! Du hast sie dir mühsam erarbeitet; ich aber kann nichts davon annehmen.

Wilhelmine. Moritz! kränke mich doch nicht!

Moritz. Nein! ich lasse mich nicht so umsonst durch die Welt schleppen. Hätte ich nur eine Zither; ich kann hübsche Liederchen dazu singen; dann spielte ich vor den Thüren, und erweichte den Leuten das Herz, indeß du nach unsern Eltern frügst, und so verdiente ich unsern Unterhalt, und wo man uns nichts geben wollte, da zehrten wir dann von deinem Gelde; so könnte Eines dem Andern helfen. Aber eine Zither ist theuer, und ich kann mir keine schaffen.

Wilhelmine. Wie viel brauchst du Geld dazu? nimm es von mir!

Moritz. Nein, ich nehme nichts! Laß mich nur erst zur Besinnung kommen; vielleicht finde ich bis heute Abends noch einen Ausweg.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Anne.

Anne. Kinder, ich komme voll Angst. Was werde ich hören müssen!

Wilhelmine. Anne! du bist verständig und hast uns lieb. Du wirst einsehen, daß wir nicht Unrecht thun.

Moritz. Ja! und sollst und mußt uns Recht geben.

Anne. O, so sprecht doch nun erst.

Wilhelmine. Sieh', ich bin nun fünfzehn Jahre.

Moritz. Und ich dreizehn.

Anne. Ja!

Wilhelmine. Du weißt, daß ich alle weiblichen Arbeiten verstehe, und mir mein Brod schon allein zu verdienen vermag.

Anne. Ja!

Moritz. Und mir traust du doch zu, daß ich die Schwester schützen, und wo es gilt, mich tüchtig wehren werde.

Anne. O ja!

Wilhelmine. Nun sind es schon länger als vier Jahre, daß unsre Mutter nach Spanien ging, um unsern armen Vater in der Gefangenschaft aufzusuchen.

Anne. Ach, du lieber Gott! ich denke noch daran, wie sie Abschied von mir nahm, und ich Euch Kinder nicht wecken durfte, und sie wohl zehnmal zu Euch zurückkehrte, und Euch im Schlafe küßte.

Wilhelmine. Ja, sie wird wohl mit schwerem Herzen gegangen seyn, denn sie ließ ja ihre Kinder hier zurück, und überall war Krieg und Blutvergießen.

Moritz. Und dennoch folgte sie der Stimme ihres treuen Herzens, und ging und scheute nichts.

Anne. Ach! es war eine kostbare Frau.

Wilhelmine. Und wir haben hier nichts zurück zu lassen; der Friede ist wieder allenthalben eingezogen.

Moritz. Unser Vaterland ist wieder frei, unsere alten deutschen Fürsten sind wieder zurückgekehrt, und wir sind wieder deutsche Kinder, kräftig und stark aufgewachsen.

Wilhelmine. Und wir sollten nicht der Stimme unsers Herzens folgen, die uns zuruft: „Geht und sucht eure Eltern und steht ihnen bei!“

Anne. Ihr werdet doch nimmermehr wie Bettelkinder in der Fremde umherlaufen wollen?

Moritz. Ja, das wollen wir!

Wilhelmine. An alle Thüren wollen wir klopfen, und um das einzige Almosen bitten: „um Nachricht von unsern Eltern.“

Anne. Kinder, wenn ich mit Euch gehen könnte! Aber ich bin zu alt und zu schwach.

Moritz. Wir brauchen auch Niemand, wir wollen allein gehen. Ich kenne die Landkarte genau.

Wilhelmine. Mund hat uns Gott gegeben, und Reisegeld haben wir auch.

Moritz. Ich zwar noch nicht, doch denke ich, der Himmel wird mir bis heute Abends noch eine Zither bescheren, zu der ich meine hübschen Liederchen singen kann, und meinen kleinen Hirschfänger habe ich auch bei mir.

Anne. Herzensliebe Kinder! ich lasse Euch nicht fort! Wenn nun die Mutter zurückkäme, und fände Euch nicht.

Moritz. Sie wird nicht früher kommen, als wir, denn wir bringen sie Euch erst wieder.

Anne. Ach, wo wollt Ihr Euch denn in der großen weiten Welt zurecht finden?

Wilhelmine. Ueberlaß das uns. Ich kenne den Weg genau, den die Mutter genommen hat. Ich habe mich lange zu dieser Reise vorbereitet; — wir finden sie gewiß.

Anne. Senkt mich erst unter die Erde, und dann geht über mein Grab hinaus in's Weite. Aber allen Gefahren Euch ausgesetzt zu sehen, Euch allein zu wissen, auf den Irrwegen der Welt, das vertrag' ich nicht.

Moritz. Sei doch gescheidt, Anna!

Wilhelmine. Mach' uns das Herz nicht schwer. Sieh', ich hoffte, Du würdest uns segnen und unsere Reisebündel packen; und heimlich wollten wir Dich ja nicht lassen.

Anne. Glaubt Ihr denn, daß die Tante und der Onkel es zugeben werden? —

Moritz. Sie werden nicht darum gefragt.

Wilhelmine. Wir lassen Ihnen Abschiedsbriefe zurück.

Moritz. Wir gehen mit gutem Herzen, denn wir thun nichts Böses.

Wilhelmine. Nein! was ein Kind für seine Mutter thut, das segnet Gott! und nun geh', Anne, schweig' und sey klug! Ich sehe Seraphine kommen!

(Anna geht traurig ab.)

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Seraphine.

Seraphine. Komm' her, Minchen! setze dich ein bischen zu mir, und erzähle, wie du dich heut' Abends zu maskiren gedenkst, denn ich habe nun keinen andern Gedanken weiter.

(Sie setzen sich auf die Gartenbank, Moritz geht ungeduldig umher.)

Wilhelmine. Ich werde mich wohl als Pilgerin ankleiden.

Seraphine. Und Sie? Herr Moritz!

Moritz. Ich maskire mich als Dero Cousin, das heißt: als Gimpel!

Seraphine (reicht ihm die Hand). O Moritzchen, Seyn Sie nicht mehr böse. Ich gestehe ja, es war mit dem Gimpel kein hübscher Scherz.

Moritz. Nicht? nun, dann bin ich auf der Stelle wieder gut! Das war hübsch von Dir, Seraphinchen! Aber höre! nenne mich doch auch nun: Du! ich habe Dich wirklich lieb.

Seraphine. Wirklich? — Nun meinetwegen, wir wollen es versuchen! Aber nun muß ich auch

wissen, wie Sie Sich — ich wollte sagen, wie Du Dich maskiren wirst.

Moritz. Wie hübsch das Du in Deinem Munde klingt! Höre, ich werde mich wohl als ein armer Bettlerknabe verkleiden.

Seraphine. Ei, großen Dank, nun weiß ich Euch doch beide zu finden! Meine Maske sollt Ihr nicht erfahren, und sollt mich recht suchen müssen! Ich aber will die kleine Pilgerin schon auf eine Menge Irrwege herumlocken!

Wilhelmine. Ich glaube nicht; denn ich kenne meinen Weg.

Seraphine. Nun, wart' nur! O, das muß eine köstliche Lust geben, so unter den Bekannten unbekannt umher zu schleichen, und sie alle zu necken.

Moritz. Stille! seht doch geschwind den Gang hinunter. Was kommt denn dort für ein Geschöpf auf uns zu? Ich glaube wahrhaftig, die Maskerade geht schon an.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Babeckan, die Zigeunerin.

(Sie ist auf abentheuerliche Weise in einen Mantel gehüllt, trägt eine weite Mütze auf dem Kopfe und ein großes schwarzes Pflaster im Gesicht.)

Babeckan (sieht sie erst schweigend an). Seyd gegrüßt, Ihr holden Kinder! Steht Ihr doch unter den Blumen des Frühlings, als sollten sie alle vor Euch erröthen.

Moritz. Schönen Dank! Alte. Wer bist du denn?

Babeckan. Ich bin die Zigeunerin Babeckan; berühmt in allen Landen durch ihre Weisheit.

Seraphine. Bis zu uns ist dieser große Ruf eben noch nicht gedrungen.

Babeckan. D'rum bin ich zu Euch gekommen durch Morr und Haide.

Moritz. Worin besteht deine Weisheit?

Babeckan. Die Sterne sind meine Geschwister und die Zukunft ist mein Spiegel.

Seraphine. Gut, daß du dich in keinem andern Spiegel besiehst.

Wilhelmine. Kannst du denn auch wahrsagen? alte Mutter!

Babeckan. Das kann ich. Verlangt eine Probe.

Seraphine. Nun, so sprich: was geht in unserm Herzen vor?

Babeckan. Laßt mich durch Eure Augen erst in die Tiefe des Herzens schauen.

(Sie beugt sich vor und sieht ihnen starr in's Gesicht.)

Nun zeigt mir auch die Lebenslinien Eurer Hände, und sagt mir Eure Namen.

(Die Kinder thun es, sie fährt fort.)

Ihr beide mit Namen Moritz und Wilhelmine, glaub' ich, seyd Geschwister, denn Eure Lebenslinien ziehen gleichen Gang.

Moritz. Getroffen!

Babeckan. Aus Euer aller Augen glänzt ein Fest, das Ihr heut' feiert.

Seraphine. Bravo!

Babeckan (zu Seraphinen). Du feierst es mit Wonne. Aber ihr beiden (zu Moritz und Wilhelmine) mit Kummer.

Wilhelmine. Wahrlich, du hast tief geschaut! Aber was prophezeiest du uns?

Babeckan. Du, Seraphine, sey gut und weise, dann wirst du das Glück fest halten. Und ihr beiden Geschwister seyd treu und hofft, ihr werdet das Glück wieder finden.

Wilhelmine. Wir werden es wieder finden, sagst du? — — (Zu Moritz leise) Das ist die Stimme unsers Genius.

Seraphine. Ich habe genug, und danke schon für die Lehre. Hier, Alte, nimm diese Kleinigkeit.

(Sie reicht ihr ein Geldstück.)

Kommt mir bald nach, ich eile, mich anzukleiden, denn der Mittag ist nahe. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Babeckan.

Babeckan. Laßt mich ein wenig hier bei Euch ausruhen. (Sie setzt sich.) Das scheint mir ein lustiges Mamsellchen, das eben fort ging.

Moritz. O ja! etwas sehr lustig.

Wilhelmine. Aber doch auch sehr gut! Wo kommst du denn eigentlich her, Mütterchen?

Babeckan. Ich komme weit her aus einem schönen Lande, das noch vom Kriege blutig ist, ich komme aus Spanien.

Wilhelmine (rasch). Wie? aus Spanien?

Moritz. Ist dort deine Heimath?

Babeckan. Mein Vaterland ist die Erde und meine Heimath überall.

Wilhelmine. Bist du denn genau in Spanien bekannt?

Babeckan. Wohl kenne ich alle Wege und Stege; mit allen Flüssen hab' ich gesprochen, und die Bäche bei Namen gerufen, alle Dörfer und Städte vernahmen meine Stimme, und alle Wälder kennen meine Fußstapfen.

Moritz. Ach! hast du dort niemals den Namen Flohrberg nennen gehört? —

Babeckan. Tausend Namen rauschen im Sturm der Zeit bei mir vorüber, wer nennt sie wieder? —

Wilhelmine. Gehst du wieder nach Spanien zurück?

Babeckan. Kann kommen. — Aber ich bin jetzt allein und verlassen, und ziehe herum, um ein gleichgestimmtes Wesen zu finden, das sich mir anschließt, auf daß ich ihm meine Weisheit anvertrauen möge, denn meine Tage sind alle erfüllt.

Moritz. Und wenn du dieses nun gefunden hast?

Babeckan. Dann führe ich es nach Spanien, und zeige ihm das schöne Land der Geheimnisse.

Wilhelmine (heimlich zu Moritz). Gott! Bruder, wenn sie uns mitnehmen wollte! Wenn wir mit dieser ehrbaren Frau unsere Eltern aufsuchen könnten. (Laut zu Babeckan.) Aber deine Schüler müssen wohl von deinem Volke seyn?

Babeckan. Die Menschen sind alle Ein Volk! Wenn nur die Lebenslinien zu den meinigen passen.

Moritz. O, so schau' doch einmal in unsere Hand, wie findest du unsere Lebenslinien.

(Sie halten ihr die Hände hin.)

Babeckan. Unsere Gestirne werden sich wohl friedlich zu einander neigen. Aber ihr seyd vornehme Kinder. Wolltet ihr eure Eltern meinetwegen verlassen?

Wilhelmine. Nein, wir sind nicht vornehm, wir haben Niemanden zu verlassen! — Alte, gute Mutter! ein besonderes Vertrauen zu dir öffnet mir den Mund.

Moritz. Ja, Schwester! erzähle ihr Alles.

Babeckan. Nun, so laßt hören.

(Sie hält das Tuch vor die Augen; kurze Pause.)

Wilhelmine. Unser Vater heißt Flohrberg und mußte als westphälischer Hauptmann in den Krieg nach Spanien ziehen. Gleich in einem der ersten hitzigen Gefechte ward er vermißt, man hatte ihn tapfer in den Feind dringen sehen, dann aber nicht wieder erblickt. Schnell genug erhielten wir die traurige Nachricht. Doch unsere Mutter verließ die Hoffnung nicht, daß er nur gefangen und nicht todt sey. Ihr Glaube ward durch Vieles bestätigt, und weil sie dem unglücklichen Gemahl alles schuldig zu seyn glaubte, so faßte sie den kühnen Entschluß, ihn aufzusuchen, wo er auch sey, und ihn zu befreien, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie verpachtete unser kleines Gut, und nahm ihre Kostbarkeiten zusammen, und verließ uns ohne Abschied, denn ach, sie wußte wohl, daß unsere Herzen gebrochen wären. Ein zurückgelassener Brief sagte uns Alles. Die Erziehung meines Bruders übergab sie unserm braven Onkel; mich und meine Amme aber hier ihrer Zwillingsschwester, der Madame Stern.

Moritz. So ist sie nun schon vier Jahre von uns fort, und seit sie Spanien betreten hat, haben wir keine Nachricht mehr von ihr erhalten.

Wilhelmine. Heut' ist unserer theuern Mutter Geburtstag. Das ist das Fest, das wir mit Kummer feiern. Wir sind beide nun herangewachsen, in unserm deutschen Vaterlande ist wieder der Friede eingekehrt, und so haben wir den Entschluß gefaßt, noch heut' in die Welt hinaus zu gehen, unsere armen Eltern aufzusuchen und ihnen beizustehen.

(Babeckan hat die Kinder bei der Hand gefaßt, und sieht sie schweigend an.)

Moritz. Was siehst du uns so an? Es ist unser voller Ernst, und mit tausend Freuden folgen wir dir, wenn du uns nur nach Spanien mitnehmen wolltest.

Babeckan. Liebe Kinder! das ist kein Katzensprung, und die Reue möchte euch bald nachlaufen.

Wilhelmine. Nein! nur Liebe und Sehnsucht wird uns vorwärts ziehen, und willst du uns nur den rechten Weg führen, so wollen wir deine Stütze auf der Reise seyn, und dich pflegen, wie deine Kinder, und wenn wir die Eltern wiedergefunden haben, dich auch reichlich belohnen.

Babeckan. Hört! überlegt das genau. Euer Entschluß scheint mir sehr übereilt. Die Wege der Welt sind rauh, und ihre Dornen reichen bis an's Herz.

Wilhelmine. Nein! der Entschluß ist nicht übereilt; in langen schlaflosen Nächten ist er in meiner Seele geboren; mein Bruder ist ganz meines Sinnes; unser Reisebündel ist schon gepackt. Heut' wollten wir fort, und zwar allein; da führt der Himmel dich uns zu.

Babeckan. Ihr seyd gute Kinder! Aber mit dem guten Herzen kommt man allein nicht fort, man muß auch Reisegeld haben!

Wilhelmine. Auch dafür ist gesorgt, wir besitzen hundert Thaler.

Babeckan (erstaunt). Wie seid ihr zu einer solchen Summe gekommen? (Sehr ernst.) Das Geld zu einer so heiligen Reise muß ehrlich erworben sein, und auch nicht der Schatten eines Vorwurfs darauf haften.

Wilhelmine. Es haftet auch kein Vorwurf darauf; es ist ehrlich erworben.

Moritz. Zwar nicht durch mich, denn ich bin zu dumm und kann nichts verdienen, aber meine Schwester hat die Nächte hindurch für Geld gearbeitet, und es mühsam gesammelt. Doch auf der Reise will ich auch schon etwas erwerben. Nimm uns nur mit dir, alte, liebe Mutter! Sieh', wir haben ein so unbedingtes Vertrauen zu deiner Erfahrung; mit dir werden wir unsre Eltern wieder finden.

Wilhelmine. Weise uns nicht zurück! Hast du keine Kinder? Weißt du nicht, wie Kindesliebe thut?

Babeckan. Ich weiß wie Kindesliebe thut! — Darum so sey's. — Ich will euch mit mir nehmen und euer Vertrauen zu mir nicht täuschen; ich gelobe euch hier heilig: Ihr sollt eure Eltern wieder finden.

Moritz. Nun so gib' deine Hand und schlag' ein!

(Babeckan gibt ihm die Hand. Wilhelmine umarmt sie.)

Wilhelmine. Aber noch heut' müssen wir fort! Ein Maskenball beschäftigt heut' alle. Man wird uns auch dort glauben, uns nicht vermissen, und so können wir noch in dieser Nacht einen großen Vorsprung gewinnen.

Babeckan. Es sey! Für unser Fortkommmen und unsere Sicherheit laßt mich sorgen. Wenn auf dem Klosterthurme der Seiger neun Uhr schlägt, treffen wir uns hier. Bis dahin gehabt euch wohl!

Wilhelmine. Wir begleiten dich aus dem Garten.

(Sie gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

(Anna tritt hinter einem Gebüsche hervor.)

Anna. Gut! daß sie mich hier nicht bemerkt haben! Ach, du mein Gott! Mit dem alten, garstigen Thier wollen sie davonlaufen? — Unter die Zigeuner wollen sie gehen? — Freilich geschieht es aus großer Liebe zu ihren Eltern; aber die Kinder rennen in ihr eigenes Elend. Die alte Hexe würde ihnen bald ihr bischen Geld abnehmen, und sie sitzen lassen. Nein, das geht nicht an. — Als die Madam Flohrberg fortging, da sagte sie: „Anna! Dir empfehle ich meine Kinder! den Moritz bringe zu meinem guten Bruder, für den ist mir nicht bange! Aber mein Minchen verlaß' du nicht; bewahre sie wie deinen Augapfel, daß ich sie mit Freuden aus deiner Hand wieder empfange!“ Ich habe es mit Frenden gethan, das weiß Gott! und nun wollen sie mit einer Zigeunerin entlaufen? — Ach! es kränket mich wohl in der Seele, daß ich den Judas spielen soll, aber ich muß es der Madame Stern verrathen, denn mein Gewissen läßt mir keine Ruhe.

(Sie geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Garten wie im zweiten Akt. Es ist schon dunkel.)

Madame Stern. Seraphine. (Anna mit einem großen Stocke.)

Mad. Stern (zu Anna). Ich erstaune über das, was Ihr mir erzählt habt, und kann es fast nicht glauben.

Anna. Mit diesen meinen eigenen Ohren hab' ich es gehört, und würde meine lieben Kinderchen gewiß nicht verrathen, wenn nicht die höchste Noth vorhanden wäre.

Mad. Stern. Und mit einer Zigeunerin wollen sie fortgehen?

Anna. Ja! es ist ein Thier wie eine Katze! Ich hab' Ihnen kein falsches Wort erzählt.

Seraphine. Also mit der alten, garstigen Wahrsagerin? — Pfui! ich begreife nicht, wie man sich so wegwerfen kann.

Mad. Stern. Wir wollen sie auf der That ertappen. Wenn sie sich hier um neun Uhr haben treffen wollen, so müssen sie bald kommen, denn die Stunde ist nah'.

Seraphine. Ach! Mamma! man erkältet sich ja hier in der kühlen Nachtluft, und wer weiß, was uns die alte Hexe zufügen kann?

Anna. Das soll ihr wohl vergehen; denn wo sie sich nur rührt, so schlage ich das alte Thier mit diesem Stabe todt.

Seraphine. O lassen sie lieber die Wache holen, und alle insgesammt arretiren; wir wollen auf den Ball, er ist gewiß schon angegangen; sehen Sie nur, wie der Saal dort schon erleuchtet ist.

Mad. Stern. Nein, Seraphine! Die beiden Kinder verdienen alle Schonung. Sie handeln zwar höchst unbesonnen, allein doch nur aus überschwenglicher Liebe zu ihren Eltern; ich werde ihr Beginnen sehr strenge tadeln; aber ich wollte doch, ich wäre ihre Mutter. Die Sache muß unter uns abgethan werden. Zur Vorsorge habe ich meine Leute an die hintere Gartenthüre treten lassen.

Anna. Still! dort kommt etwas geschlichen.

Mad. Stern. Fort! verbergen wir uns schnell.

(Sie eilen hinter das Gebüsch.)

Zweiter Auftritt.

Wilhelmine in Pilgerkleidung, ein kleines Bündel auf dem Rücken.

Wilhelmine. Ich bin reisefertig. — Der nächtliche Himmel ist so klar, als winke er mir mit seinen tausend Augen freundlich zu. — Das Fest hat schon begonnen, die Fenster des Saals glänzen, und die Tante ist mit Seraphinen auch schon dort. — Lebt wohl, ihr Lieben! Meine Trauer hat euch oft gestört. Vergebt mir! ich habe euch so herzlich geliebt! — Gott seg-

ne euch! — Und ihr, meine Blümchen, lebt ihr auch wohl! — Wenn ihr morgen wieder erwacht, ist eure Pflegerin ferne! Ihr werdet nun aufblühen und vergehen, ohne mich.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz in Jagdkleidung, eine Schießtasche und einen kleinen Hirschfänger umhangen, auf dem Rücken eine Zither tragend.

Moritz. Hier bin ich, Schwester! gefall' ich dir so?

Wilhelmine. Ei, du bist herrlich zur Reise gekleidet. Aber wo hast du denn die Zither her?

Moritz. Gekauft hab' ich sie um schweres Geld.

Wilhelmine. Da sind ja deine Sorgen mit einem Male gestillt; aber wo hast du denn das Geld hergenommen? (Moritz sieht schweigend vor sich auf die Erde).

Wilhelmine. Nun, Moritz! willst du gleich Anfangs ein Geheimniß vor mir haben? —

Moritz. Nein, das will ich nicht. Aber siehst du, eine Zither mußte ich haben; denn geradezu betteln will ich doch auch nicht, und was dein sauer erarbeitetes Reisegeld antrifft, das weißt du schon. — Da habe ich mir denn nicht anders zu helfen gewußt, und habe heute — — — meinen lieben Pudel verkauft.

(Er fängt an still zu weinen.)

Wilhelmine (umfaßt ihn). Bruder! du thust meinem Herzen sehr wehe, aber ich ehre dich doch deshalb; weine nicht.

Moritz (trocknet sich die Augen und schaut fröhlich auf). Ich weine nicht! (er thut einen Griff auf der Zither). Hö-

re nur, wie schön die Zither klingt. Aber still, der Seiger auf dem Klosterthurm schlägt neun Uhr. (Man hört es neun Uhr schlagen.) Die Alte wird bald hier sein.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und die Zigeunerin.

Babeckan. Hier ist sie schon! — Ich lasse nimmer auf mich warten. — Doch, Kinder, ehe wir ziehen, erwägt es noch einmal ernstlich.

Wilhelmine. Ich habe es erwogen.

Moritz. Ich auch!

Babeckan. Fühlt den kalten Hauch der Nacht, er wird noch kälter eure Wangen berühren. Der Regen wird euch durchnässen, und die Sonne wird euch durchglühen. Eure Füße werden wund, und eure blühenden Gesichter braun werden. Bleibt lieber zurück, noch ist es Zeit.

Wilhelmine. Nein! uns hält nichts auf! Wir wollen vorwärts, dem Mutterherzen entgegen!

Moritz. Du hast es versprochen, uns mit dir zu nehmen! D'rum halte dein Wort nun, Zigeunerin, und komm'! (Sie fassen die Alte bei den Händen, und wollen mit ihr abgehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madam Stern. Seraphine und Anna mit dem großen Stocke springen hervor.

Mad. Stern. Halt! wo wollt ihr hin? —

S. 90.

Anna (faßt die Zigeunerin bei'm Mantel, und zeigt ihr den Stock). Wart einmal ein Bischen, du spanischer Vogel!

Wilhelmine (erschreckend). Ha, die Tante! — (Schnell gefaßt). Lassen Sie uns, wir haben nichts Böses vor!

Moritz (zieht den Hirschfänger, zu Wilhelminen). Wollen wir uns durchhauen, Schwester!

Seraphine (aufschreiend und davon laufend). Ha! er sticht uns todt!

Babeckan (befehlend). Ruhig! wir haben nicht nöthig, uns zu wehren, stecke den Säbel ein.

(Moritz thut es.)

Mad. Stern (zu den Kindern). Ja, ich verlange, daß ihr jetzt ruhig seid! Mit euch will ich in diesem Augenblicke nicht rechten; aber diese alte Gauklerin werde ich vor Gericht schleppen lassen, weil sie mir meine Kinder entführen will.

Wilhelmine. Nein, die Alte ist unschuldig.

Moritz. Wir haben uns ihr selbst aufgedrungen, denn wir wollten fort zu unsern Eltern.

Mad. Stern. Ich kenne dergleichen Gesindel, das unerfahrne, von kindlicher Liebe begeisterte Gemüther zu bethören und an sich zu locken weiß.

Wilhelmine. Nein! nein! sie will uns nicht betrügen.

Moritz. Wir haben ihr heiliges Versprechen; daß wir mit ihr unsre Eltern wieder finden sollten!

Mad. Stern. Sprich', du alte Lügnerin! wie hast du ein solches Versprechen den armen Kindern geben können?

Babeckan. Ich hab' es ja schon gehalten.

(Sie wirft die Verkleidung ab, und Madame Flohrberg steht da. Die Kinder staunen erst; endlich fliegt Moritz in ihre ausgebreiteten Arme, indeß Wilhelmine vor ihr nieder sinkt, und ihre Kniee umfaßt.)

(Beide Kinder zugleich). O Gott! die Mutter! die Mutter!

Zugleich. { Mad. Stern. Meine theure Schwester!
Anna. Ach! Madame Flohrberg.

(Madam Flohrberg hebt Wilhelminen auf.) O kommt alle an mein Herz! Mit eurer treuen, heil'gen Liebe! — Verzeiht mir diese Verkleidung; allein ich wollte euch überraschen, und fand meine Kinder in einer Stimmung, die mich meine Rolle weiter spielen hieß. — Es thut ja dem Mutterherzen nicht wohler, als wenn unbemerkt die Liebe der Kinder sich ihm offenbart.

Wilhelmine. O! meine theure, theure Mutter!

Moritz. Bist du es denn wirklich? Aber wo ist denn der Vater?

Mad. Flohrberg. In wenig Tagen ist er auch bei euch. Wie wir uns wieder gefunden haben, das sollt ihr hernach von mir hören.

Mad. Stern. Komm', meine Schwester! Komm' mit mir, daß ich dich in meinem Hause willkommen heiße, und wir, wie sonst, das doppelt schöne Geburtsfest feiern.

Mad. Flohrberg. Ich habe es heut' köstlicher gefeiert, als jemals. Denn Kindesliebe ist ja das heilige Licht, welches der Mutter au ihrem Geburtstag leuchtet.

Mad. Stern. Und Schwesterliebe ein unverwelklicher Blumenkranz! — Kommt, meine Lieben.

(Die Schwestern umfassen sich, die Kinder hängen sich an sie und so gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Anna allein.

(Während des Gesprächs hat sie sich theils die Schürze vor die Augen gehalten, theils Madam Flohrberg den Rock geküßt, und ihren Stock heimlich versteckt. Jetzt, nachdem sie den Abgehenden nachgesehen, schlägt sie die Hände traurig zusammen.)

Ach! du mein lieber Himmel! wo soll ich denn jetzt einen zweiten Geburtstagskuchen gleich hernehmen?

(Der Vorhang fällt.)

In G. N. Renner und Schusters Buch- und Kunsthandlung in Nürnberg, ist ferner erschienen und um nachgesetzte Ladenpreise zu haben:

A. B. C. Bilder- und Lesebuch, oder kleine Gallerie in- und ausländischer Vögel für junge Freunde der Naturkunde. Mit 22 fein illum. Abbildungen. Preis 54 kr.

A. B. C. Lese- und Bilderbuch, oder: August der kleine Naturforscher im Bereich seines Thiergartens der vierfüßigen Thiere. Mit 22 illum. Abbild. Preis 1 fl.

Bilder-Alphabet in Darstellungen der Völker und Bewohner der Erde. Ein A. B. C.- und Lesebuch für gute und fleißige Kinder. Mit 30 fein illum. Abbild. Preis 48 kr.

Deutsche Sprüchwörter, eine Auswahl alter Denk- und Weisheits-Sprüche zur Veredlung des Geistes und Herzens. Zum bessern Eindruck für die Jugend in bildlichen Darstellungen gegeben und mit Versen erläutert. Ein Bildungsbuch für die Jugend in 72 gruppirten, fein illuminirten Darstellungen. Groß-Quer-Folio. I. u. II. Heft, jedes 2 fl. 24 kr., dergleichen schwarz, 1 fl. 12 kr. per Heft, werden jedoch auch einzeln abgegeben.

Das Originelle A. B. C. Allerliebst komisch figürlich dargestellt mit Bilderscenen aus der Vergangenheit und Gegenwart durch sinnige poetische Erläuterungen ausgestattet. Ein Bilderbuch zur angenehmen Unterhaltung für gute Kinder mit 72 fein illum. Abbildungen. Quer-Folio, geb. Preis 4 fl. 12 kr. dasselbe schwarz 1 fl. 48 kr.

Das Bilderbuch, wie es seyn soll, für fleißige Kinder, welche in ihren Erholungsstunden das Nützliche mit dem Angenehmen vereinen wollen. Stoff von mehr als 1000 Gegenständen in fein illuminirter bildlicher Darstellung. Mittel-Quer-Folio. Preis 2 fl. 42 kr.

Der Kindlasmarkt in Nürnberg, oder wöi die Krohmleut, die Kafleut und die Gaffleut mitananden ihr Wes'n treiben, a Kupferbouch für klani und graußi

Kinder; mit 24 g'moablt'n Kupfern. Preis illum. 1 fl. 36 kr. dito schwarz 48 kr.

Robinson Crusoe, oder kleine für die Jugend äußerst anziehende und nützliche Auszüge aus dessen merkwürdigsten Reisen, seinem Leben als Insulaner u. s. w. Mit 24 fein illum. Abbild. Preis 1 fl. 36 kr. dito schwarz 1 fl. 12 kr.

Das A. B. C. ein neues Bilderbuch in 30 illum. Abbild. aus der Naturgeschichte. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für Kinder, wodurch auf eine leichte Weise denselben die Erlernung der Buchstaben und Geschmack für die Naturgeschichte beigebracht werden kann. 8. Preis 18 kr.

Neues Bilderbuch, freundliche Scenen der Hausthiere enthaltend. Kl. Quer-Folio. Preis für ein illum. und gebd. Exempl. 1 fl. 21 kr. dito geheftet und illum. 1 fl.

Vater Liebreich als Lehrer seiner folgsamen Kinder. Ein A. B. C.- und Bilderbuch für die guten Kleinen, welche neben dem Spielen auch lernen wollen. Mit 25 fein illum. Kupf. 8. Preis 54 kr.

Kinderfreuden. Ein A. B. C.- und Lesebuch für gute Knaben, mit 22 die Jugend unterhaltenden fein illum. Kupf. 8. Preis 18 kr.

Kinderfreuden. Ein A. B. C.- und Lesebuch für gute Mädchen. Mit 22 die Jugend unterhaltenden fein illum. Kupfern. 8. Preis 18 kr.

Kinderspiele, oder die Erholungen im Freien, mit 18 illum. Abbild. 12. Preis 36 kr.

Blicke in das Gebiet menschlicher Betriebsamkeit, oder: A. B. C. der Handwerke und Gewerbe. Ein A. B. C. Lesebuch zur Unterhaltung und nützlichen Belehrung für fleißige Kinder. Mit 25 fein illum. Abbild. 8. Preis 54 kr.

Blicke in das Gebiet menschlicher Betriebsamkeit, oder: die Handwerke und Gewerbe. Ein Lesebuch zur Unterhaltung und nützlichen Belehrung für fleißige Kinder. Mit 25 fein illum. Abbild. 8. Preis 48 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Ferdinand Joseph, / Maukisch, Heinrich Eduard / Irmischer, Johann Konrad

Krystalle Lese- und unterhaltungsreiche Bildungsschrift

Nürnberg [ca. 1800]

Paed.pr. 1326
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759856-0
VD18 14665697-001